ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung

Dezember 2018 – Nr. 177 | UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNGESCHMINKT | www.ruprecht.de @ruprechtHD



Noch nie wurden so wenige Organe gespendet wie in 2017 - über Folgen und neue Konzepte auf **Seite 10**

Heidelwarts

Von Jesper Klein

Eddie Redmayne steht als detailgetreue Pappnachbildung mitten im Kinofoyer. In seiner Hand ein Zauberstab, dessen Spitze alle paar Sekunden blinkt. Vielleicht ist es ein Zeichen der Funktionalität, wie bei Rauchmeldern: Zaubern? Geht. Nur braucht es in Hogwarts keine Rauchmelder, Feuer kann schließlich per Hokuspokus gelöscht werden. Ohne Zweifel, dieser Papp-Eddie ist ein Horkrux. Harry Potter hat ihn einfach vergessen, hier im Kino. Schön blöd, den hätte er wirklich finden können.

Nun lebt die Saga weiter. Und dass, obwohl Voldemort tot ist, Daniel Radcliffe beschäftigt, Emma Watson Feministin und Rupert Grint – der spielte einst Ron Weasley – noch auf der Suche nach einer achtbaren Rolle. Der Staffel-(Zauber-)Stab wurde an ebenjenen Eddie Redmayne weitergegeben, dem es gelang, im selben Jahr den Oscar und die goldene Himbeere zu gewinnen. Letztere für seine Darstellung des Balem Abrasax – klingt nach einer Figur aus Joanne K. Rowlings Feder, er ist also bestens vorbereitet.

Dass die Geschichte um Newt Scamander in fünf Teilen monetarisiert wird, allein aus dramaturgischen Gründen versteht sich, wird die Fans im Anglistischen Seminar kaum stören. In der Kettengasse – wie Winkelgasse – ist längst eine Zweigstelle Hogwarts entstanden. Heidelwarts sozusagen. „Anglo-party Re-Newt: Dress-Up Edition!“ lautet das Motto der Sause, die nun im Karlstorbahnhof steigt. Muggel unerwünscht, das Portal an Gleis 9 ¾ stellt für sie ohnehin eine unüberwindliche Hürde dar. Genau wie die kryptische Beschreibung auf Facebook.

Da geht es um „Obscuri“, eine „Blondierungskur“ von Gellert Grindelwald und – liebes Studierendenwerk, bitte kurz weghören – „Niffler, die hinter aus der Triplex gestohlenen Teelöffeln herjagen“. Siriusly? Bei so viel Exklusivität geht der Hauspokal in diesem Trimester an die nicht-zaubernde Konkurrenz. Für Germanisten, Romanisten und Co. bleibt mangels Fankult-tauglicher Autoren nach der Logik des sprechendes Hutes aber nur mehr die Rolle der Uncoolen: Hufflepuff.



Hinter Glanz und Glühwein

Alle Jahre wieder verzaubert der Heidelberger Weihnachtsmarkt die Altstadt. Ermöglicht wird das Ganze durch harte Arbeit und straffe Organisation *auf Seite 8*

Foto: hst

Sprachlos im ZSL

Seit Jahren schreibt das Zentrale Sprachlabor der Universität rote Zahlen. Die beschlossenen Gegenmaßnahmen sorgen für Kontroversen

In den zurückliegenden Monaten geisterten diverse Gerüchte bezüglich der Zukunft des Zentralen Sprachlabors (ZSL) durch Heidelberg. Als gesichert darf gelten, dass das ZSL im Wandel begriffen ist. Die Erhöhung der maximalen Kursgebühren auf 110 Euro war dabei nur ein erster Schritt in eine neue Zukunft. Wie diese aussehen soll, wurde am 30. November erstmals im Rahmen einer Vollversammlung für die Mitarbeiter des ZSL durch den Prorektor für Qualitätsentwicklung der Universität Heidelberg, Óscar Loureda, skizziert. Vorausgegangen waren der Versammlung Unzufriedenheit und Unsicherheit bezüglich der Veränderungen innerhalb der Belegschaft, der seitens der Leitung jedoch auf teils fragwürdige Weise begegnet worden war. Das ZSL wird bis zum Wintersemester 2020/2021, gemeinsam mit anderen Akteuren wie dem Career Service, in ein Internationales Zentrum für Sprachen, Kulturen und (übergreifende) Kompetenzen (IZSKK) mit einem neuen Standort in Heidelberg integriert.

„Das ZSL ist keine gewinnorientierte Einrichtung“, so Loureda, „aber solche finanziellen Defizite wie in den vergangenen Semestern kann man sich nicht mehr erlauben.“ Zwölf Schüler bräuchte es mindestens pro Kurs, damit dieser die anfallenden Personalkosten abdecken würde. Kosten wie die für Elektrizität seien da noch gar nicht eingerechnet. „Eine Mindestanzahl pro Kurs gibt es nicht“, so Loureda. Man habe neun Kurse zu Beginn des Wintersemesters 2018/2019 „aus strategischen Gründen“ streichen müssen, dafür seien „alternative Termine“ angeboten worden. Im aktuellen Wintersemester belaufe sich der Kursdurchschnitt auf 14 Studierende.

„Die zwei obersten Prioritäten für uns sind es zum einen qualitative und preisgünstige Kurse für Studierende anzubieten und zum anderen keine roten Zahlen zu schreiben.“ Von A1 bis C2 sollen alle Level lückenlos für die angebotenen Sprachen möglich sein. Interessierte Studierende sollen des Weiteren international anerkannte Sprachzertifikate wie zum Beispiel das spanische DELE am Ende eines Kurses erwerben können und nicht nur wie bisher lediglich einen Schein ausgestellt bekommen. Eventuell wird dies bereits ab dem Sommersemester 2019 realisiert werden. Die Kursgebühren wolle man „nicht erhöhen, sofern die Finanzierung ausreicht“. Darüber hinaus wurde offiziell Stellung zu den sich im Umlauf befindenden Gerüchten bezüglich etwaiger Onlinekurse bezogen. Diese sind als Ergänzung gedacht, nicht als Ersatz.

So weit, so gut. Doch kann von heiler Welt am Zentralen Sprachlabor geredet werden? Mitnichten! **(nhh)**

Zu Hintergründen und Stimmungen weiter auf Seite 4

Neue Heimat für Kreativität

Spielwiese für Erfinder und Visionäre: Im neuen DAI-Gebäude werden vielfältige Projekte geplant

Das Deutsch-Amerikanische Institut (DAI) verlegt die offene Werkstatt MakerSpace aus seinem Keller in ein neu erworbenes Gebäude. Das „Begeisterhaus“ auf dem Gelände des Heidelberg Innovation Park (HIP) soll eine offene, frei zugängliche Bildungseinrichtung und Begegnungsstätte werden.

Projektleiter Jasper Schmidt teilte auf Anfrage mit, am neuen Standort würden Projekte wie offene Bildungsarbeit, Video- und Filmproduktion, Möbelbau, Metallbearbeitung oder ein offenes Labor für Biotechnologie möglich. Auch sollen dort die gemeinwohlorientierten Intitiativen des DAI neuen Raum erhalten. Anders als am bisherigen Standort des MakerSpace, dem Keller des Instituts in der Sofienstraße, könnte im Begeisterhaus „offene Bildungsarbeit mit Schulen und angehenden Lehrer*innen“ stattfinden.

Das DAI sieht seine künftige Zweigstelle als einen Ort, an dem Begegnung stattfinden soll. Es setzt mit dem MakerSpace zudem politische Akzente: Angesichts von Herausforderungen des 21. Jahrhunderts wie soziale Ungleichheit und „aufkeimende nationalistische Politiken“ sei es notwendig, technische und demokratiegestaltende Kompetenzen zu fördern, so Schmidt.

Insbesondere wolle das DAI Kompetenzen im Umgang mit Technik und Medien fördern. Junge Menschen sollen die Gelegenheit erhalten, sich auszuprobieren und ihren eigenen Interessen nachgehen zu können.

Oberbürgermeister Eckart Würzner hat dem Plan bereits seinen Beifall ausgesprochen. Die Stadt ist Mitträgerin der Entwicklungsgesellschaft Patton Baracks, welche dem DAI das Gebäude verkauft hat. Nach dem Umzug im Frühsommer 2019 sollen auch andere Angebote wie ein Raum für Projektentwicklung sowie ein Atelier und Studio im „Begeisterhaus“ Platz finden. **(lkj)**



Vertreter der VS haben an entscheidenden Verhandlungen über das neue Semesterticket nicht teilgenommen auf **Seite 5**

HOCHSCHULE



Eine neue Tanzsparte im Theater Heidelberg beschäftigt sich mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Millenials auf **Seite 13**

HOCHSCHULE

ELE
NÃO

Der zukünftige Präsident Brasiliens ist höchstumstritten, da er die diktatorische Vergangenheit des Landes verteidigt auf **Seite 14**

WELTWEIT

Politisch korrekt?

Die Aufarbeitung der Kolonialvergangenheit rückt in Heidelberg zunehmend in den Fokus, zuletzt mit einem Stadtrundgang am 24. November. Sollten kolonialgeschichtlich belastete Straßennamen umbenannt werden? **(xko)**



Kaan, 22
Volkswirtschaftslehre

„Den Aufwand kann ich nicht einschätzen. Es kommt darauf an, wer sich inwiefern diskriminiert fühlt und in welchem Ausmaß das Verbrechen war. Man sollte nach Einzelfall entscheiden.“



Marius, 21
Geografie

„Je nachdem, wie problematisch der Name ist, sollte man die Straße oder den Platz umbenennen. Darüber zu reden schafft ein größeres Bewusstsein für die kritische deutsche Kolonialvergangenheit.“



Umfrage und Fotos: xmj

Henrik, 18
Politikwissenschaft

„Straßennamen geben auch immer moralische Orientierung. Daher sollte sich die Stadt Heidelberg gut überlegen, welche Werte die Namensvettern ihrer Straßen vertreten haben und ob sie diese teilt.“

PRO

Aminata Touré
Sprecherin für Flucht und Migration der Grünen Landtagsfraktion in Schleswig-Holstein



Foto: priv aminata-toure.de

Ja, ich halte das für sehr wichtig. In vielen deutschen Städten finden wir Straßen, die nach Kolonialverbrechern benannt wurden oder rassistische Begriffe enthalten. Dadurch werden Kolonialverbrecher geehrt und rassistische Traditionen aufrechterhalten. Eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Straßennamen, mit ihrer Geschichte und mit dem Kontext ihrer Benennung ist daher unumgänglich. Dadurch entstehen auch neue Debatten in der Gesellschaft über die fehlende kritische Aufarbeitung der deutschen Beteiligung am Kolonialismus. Es gibt viele Organisationen und Verbände von Schwarzen Deutschen, die sich mit der Umbenennung auseinandersetzen. So gelang es in Berlin, das Gröbenufer, benannt nach einem Befürworter und Beförderer des Sklavenhandels, in das May-Ayim-Ufer, eine Schwarze deutsche Dichterin und Aktivistin, umzubenennen. Das ist sehr bestärkend für die Schwarze Community und eröffnet neue Perspektiven im Stadtbild.

Hier sollte eigentlich ein

CONTRA

stehen. Warum sich aber niemand klar dagegen aussprechen wollte, und welche Gegenargumente es dennoch geben könnte, erklärt *ruprecht*-Redakteur Eduard Ebert (der hier nicht seine eigene Meinung vertritt)

Trotz dreiwöchiger Recherche und mehreren Personen sowie Institutionen, die wir angeschrieben haben, hat sich niemand finden lassen, der sich eindeutig und fristgerecht zu dieser Frage positionieren wollte – das könnte daran liegen, dass sie angesichts der deutschen Vergangenheit ein heißes Eisen ist. Es ist an sich kein Problem, wenn man eindeutig belastete Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Raum entfernt, doch die Schwierigkeit mit dieser Form von Vergangenheitsbewältigung ist, dass sie ins Unendliche laufen kann: Zur Liste der problematischen Persönlichkeiten der Freiburger Kommission zur Überprüfung von Straßennamen gehörte auch der Botaniker Carl von Linné, dessen Frauenbild kritisiert wird. Dass die Aufarbeitung dieser Fehler in unserer Gesellschaft fehlt, ändert man aber nicht dadurch, dass man Namen aus dem Stadtbild entfernt – im Gegenteil: Man unterbindet sie. Zur Aufarbeitung gehört, dass wir unseren Umgang mit diesen Persönlichkeiten überdenken.

These 1: Mit der Benennung einer Straße nach einer Person ist in erster Linie eine Würdigung verbunden.

Mit der Benennung einer Straße nach einer Person ist eine Würdigung verbunden, die sehr viel aussagt über die Zeit, in der wir leben. Genauso über diejenigen, die eine Stimme haben, die gehört wird und über die Perspektiven, die im öffentlichen Diskurs zugelassen werden. Das ist ja gerade das Problematische daran, wenn wir in den Städten so viele Straßen haben, die nach Menschen benannt sind, die im Kolonialismus eine tragende Rolle gespielt haben. In Berlin hat die „NGO-Straßeninitiative“ 70 Straßen und Plätze mit kolonialem Bezug recherchiert. Der öffentliche Raum ist ein gemeinsamer Raum. Was für ein Signal ist das an Schwarze Deutsche, wenn sie sehen, dass Kolonialverbrecher geehrt werden und Persönlichkeiten des antikolonialen Widerstandes überhaupt keine Erwähnung finden?

Nein, das muss nicht unbedingt stimmen. Mit der Benennung kann nicht nur eine Würdigung verbunden werden, sondern auch ein Hinweis auf die Persönlichkeiten, die das Land geprägt haben – im guten wie im schlechten. Historische Persönlichkeiten wie Martin Luther oder Immanuel Kant werden in erster Linie mit ihrem Lebenswerk verbunden und nicht mit ihren rassistischen Äußerungen und auch Wagner war an erster Stelle nicht ein Antisemit, sondern ein Komponist, dessen Werk bis heute von vielen Menschen bewundert wird. Natürlich gibt es Extremfälle: Das sind beispielsweise diejenigen, in denen offensichtlich ist, dass die genannten Persönlichkeiten ausschließlich mit Kolonialverbrechen in Verbindung gebracht werden.

These 2: Für eine Umbenennung reicht es nicht aus, dass sich eine Minderheit diskriminiert fühlt.

Ich möchte in einer Gesellschaft der Vielen leben, in der niemand diskriminiert wird. Dazu gehört ganz klar ein gemeinsamer öffentlicher Raum, der frei ist von rassistischen oder kolonialen Bildern und Traditionen. Darüber hinaus müssen wir uns auch fragen, mit welchen Vorbildern wir aufwachsen. Wenn Personen öffentlich geehrt werden, die für schlimmste Verbrechen verantwortlich sind, dann betrifft das nicht nur eine sogenannte „diskriminierte Minderheit“, sondern die gesamte Gesellschaft, in der ein Teil schlichtweg nichts (mehr) über die koloniale Vergangenheit weiß und ein anderer Teil die kolonialen Verbrechen relativiert, verleugnet oder gar toll findet. Gerade heute, in einer Zeit, in der rechte populistische Kräfte an Zuspruch gewinnen, spielt es eine große Rolle, wem wir einen öffentlichen Vorbildcharakter zusprechen und wem nicht.

Die Umbenennung von Straßennamen löst aber nicht die Ursache von strukturellem Rassismus, sondern nur deren Symptome – und die auch nur, wenn mit Straßennamen überhaupt eine Würdigung verbunden ist. Straßennamen können in Verbindung mit Hinweisschildern aber auch eine andere Funktion einnehmen: die der Aufklärung. Eben gerade die Tatsache, dass ein Teil der Gesellschaft die Verbrechen der deutschen Kolonialvergangenheit schlicht vergessen hat, sollte darüber zu denken geben, ob wir wirklich die Namen dieser Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Raum entfernen wollen. Schließlich würde gerade das bewirken, dass wir die deutsche Kolonialgeschichte völlig vergessen – die Frage ist nur, wie wir die Erinnerungskultur gestalten wollen und ob wir den Opfern ebenfalls Platz im öffentlichen Raum geben.

These 3: Die Umbenennung einer Straße ist ein unverhältnismäßig großer organisatorischer Aufwand.

Nein, denn damit setzen wir einen Prozess in Gang, der längst überfällig ist. Es fehlt an gründlicher Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte ist ein zentraler Aspekt hinsichtlich der Überwindung von strukturellem Rassismus. Das Argument, die Umbenennung von Straßen sei mit einem zu großen Aufwand verbunden, ist meist scheinheilig. Ein erster Schritt, zumindest Schautafeln aufzustellen, die den historischen Kontext erklären, wird ebenso meist abgelehnt. Dabei wäre das mit wesentlich weniger Aufwand verbunden. Die Debatte ist daher oft sehr kräftezehrend. Die Frage ist immer, was der tatsächliche Aufwand ist. Wenn wir in einer Gesellschaft leben, in der wir eine Spaltung haben, rassistische Vergangenheit nicht aufgearbeitet wird und Diskriminierung stattfindet, dann kostet das den gesellschaftlichen Frieden. Die Straßenumbenennung ist ein kleiner Beitrag.

Die Stadt Freiburg musste 2016 Kosten im sechsstelligen Bereich bewältigen, nachdem die Alban-Stolz-Straße umbenannt wurde. Anwohner müssen nicht nur Personalausweis und Führerschein korrigieren lassen, für die Recherchen zu den Straßennamen, die Aufbereitung des Materials und der Online-Dokumentation gab die Stadt rund 50 000 Euro aus. Freiburg ist die erste deutsche Stadt, in der eine Kommission eine umfassende Bewertung von Straßennamen vornahm und nicht beim Nationalsozialismus stehen geblieben ist, sondern auch Chauvinismus oder Kolonialismus miteinbezog. Der Aufwand für all die Umbenennungen dürfte schnell in die Höhe steigen. Für den Entscheid der Umbenennung eines Platzes in Münster wurden allein schon 285 000 Euro ausgegeben. Die Straßenumbenennung ist damit im Vergleich zum gesellschaftlichen Nutzen definitiv kein verhältnismäßiger Beitrag.

„Die saugen euch eure Zukunft ab“

Harald Lesch kritisiert den Raubbau an der Natur und die Ressourcengier der digitalen Welt. Ein Gespräch über Politik, Umwelt und das Internet

Harald Lesch ist Professor für Physik an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Lehrbeauftragter für Naturphilosophie an der Hochschule für Philosophie München. Darüber hinaus ist er als Wissenschaftsjournalist, Buchautor und Fernsehmoderator verschiedener Sendungen bekannt geworden, in denen er komplexe wissenschaftliche oder philosophische Sachverhalte näherbringt. Im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Geist Heidelberg“ sprach Lesch am 7. Dezember über das Thema „Die digitale Diktatur“. Ein ruprecht-Redakteur hat die Gelegenheit ergriffen, um mit ihm zu sprechen.

Herr Lesch, welche Parallelen sehen Sie zwischen der industriellen und der digitalen Revolution?

Vor der Industrialisierung gab es zwar rein mechanische Arbeitsverhältnisse, aber die Objektivierung der Menschen war noch nicht so stark. Der Zusammenhang zwischen Mensch und Maschine wurde bei der Industrialisierung zum ersten Mal ganz offensichtlich mit dem Ersetzen von menschlicher durch maschineller Arbeit, damit wurden auch unvorstellbare Geschwindigkeiten hervorgebracht.

Mit der Digitalisierung ist es ganz ähnlich: Wir hatten lange Zeit auch eine eher ruhige Entwicklung gehabt, Telefon, Radio und Fernsehen waren noch langsamer. Die Digitalisierung ist ein Beschleunigungsapparat, bei dem wir als maximale Geschwindigkeit nicht mehr die Schallgeschwindigkeit haben, sondern die Lichtgeschwindigkeit. Damit sind wir weit entfernt von unseren Erfahrungsräumen und das ist eins der schlimmsten Dinge, die wir tun können: Inkohärenz in unser Leben bringen, also nicht mehr wissen, womit wir es eigentlich zu tun haben.

Bei vielen industriellen Einrichtungen wissen wir ja auch nicht mehr, was da eigentlich passiert, weil auch das mit Manipulation von Material zu tun hat. Nehmen wir zum Beispiel Kunststoff: Der ist sehr praktisch, aber ethisch gesehen eine Katastrophe. Wir haben bald mehr Kunststoff als biologisches Material in den Meeren, weil Kunststoff von der Natur nicht abgebaut wird. Das ist ein klassisches Beispiel dafür, dass wir technisch zu mehr fähig sind, als wir ethisch bewältigen können. Und diese Diskrepanz treibt mich um, bei der Industrialisierung wie bei der Digitalisierung.

Wir hatten also bei beiden Revolutionen schwerwiegende Veränderungen, die dazu geführt haben, dass wir in einer Welt leben, die vorher unvorstellbar gewesen ist.

Nicht überall! Es gibt Gesellschaften, die haben ihr Tempo deutlich erhöht. Bei einigen Versprechen der Digitalisierung wie der Zeitersparnis frage ich mich: Was haben die denn früher gemacht? Die müssen ja geschlafen haben! Dem ist nicht so, denn die Digitalisierung hat zur Zeitkompression beigetragen: Wir können mehr in weniger Zeit tun.

> 21 Millionen Liter Grundwasser täglich für Lithium – in einer Wüste

Heißt das, dass die Vorteile der digitalen Revolution am Ende doch überwiegen?

Es gibt bei jedem Instrument zwei Seiten, man denke an medizinische und technische Entwicklungen – aber im menschlichen Umgang können diese digitalen Werkzeuge doch auch Waffen sein, da durch diese Kommunikationsmittel gefälschte Informationen verbreitet werden: Mich macht es extrem unruhig neben all den nützlichen Dingen der digitalen Welt, dass wichtige Entscheidungen in Demokratien von Bots beeinflusst werden können. Man hat keine Sicherheit mehr, welche Informationen seriös sind.

Zugleich glaube ich, dass die Digitalisierung in weiten Teilen daran Schuld ist, dass wir eine starke antieuropäische Stimmung in der Bevölkerung haben und maßgeblich daran beteiligt ist, Idioten in die Politik zu treiben, nur weil sie in der Lage sind, mit einer PR-Agentur Blödsinnigkeiten in die Welt zu treiben. Das ist für mich so relevant, dass hinter dieser Gefahr vieles Positive verschwindet.

Ich habe Angst davor, dass eines Tages hier in Deutschland eine Partei regiert, die in der Lage wäre mit diesen digitalen Waffen uns sozusagen komplett zu kontrollieren und zu manipulieren, ohne das in eine apokalyptische Szenerie hineintreiben zu wollen. Was in Polen, Russland und vor allem den USA geschieht, wäre ohne digitale Verfahren nicht gegangen. Das System der Demokratie geht vor der Digitalisierung in die Knie.

Im weltweit erfolgreichsten Modell, dem chinesischen Staatskapitalismus, haben wir eine durch und durch diktatorische Verwendung der Algorithmen zum Social Scoring der gesamten Bevölkerung. Das passt auch zusammen, da die Algorithmen eine geradlinige Möglichkeit zur Lösungsfindung ermöglichen und diese Regime eine geradlinige Weise der Meinungsdurchsetzung verwenden.

Was bringen uns denn diese netten Kleinigkeiten der Digitalisierung im Vergleich zu der brutalen und realen Gefahr, in einem solch diktatorischen Überwachungsstaat wie China zu leben?

In Ihren Vorträgen zitieren Sie oft den Club of Rome, der durch seinen Report „*The Limits to Growth*“ 1972 bekannt geworden ist. Wie enkeltauglich ist die Digitalisierung, wenn Bitcoin so viel Strom verbraucht wie die dänische Volkswirtschaft in einem Jahr?

(lacht.) Das ist natürlich eine ganz heiße Frage. Schauen Sie mal nach, wie Lithium, welches für die Batterien in Elektroautos und Smartphones gebraucht werden, aus dem Boden geholt wird. Dieses Element holt man aus dem Boden, indem man es hochspült. In einem der trockensten Orte der Welt, in der Atacama-Wüste in Chile, werden jeden Tag 21 Millionen Liter Grundwasser verwendet, um Lithium hochzupumpen. Was glauben Sie, was mit dem Wasser dort passiert? Es verdunstet. Das ist weg. Für immer. Das ist für mich ein Ausdruck des maximalen globalen Wahnsinns: Damit wir kommunizieren und uns elektromobil fortbewegen können, beuten wir nicht nur Länder aus, sondern verschwenden einen der wertvollsten Stoffe der Welt, um unsere primitiven Triebe der Mobilität und Kommunikation zu befriedigen und reden uns dabei ein, wie toll es wäre, wenn wir nur noch mit Elektroautos fahren würden. Dieser Wahnsinn ruiniert euch eure Zukunft.

Und den Jungs vom Silicon Valley ist es völlig egal, woher die Rohstoffe kommen. Die fragen sich nicht, wie Cobalt oder Lithium abgebaut wird. Um euch wirklich noch eine Zukunft zu lassen, müssten wir jetzt anfangen, erneuerbare Energien auszubauen, um so schnell wie möglich die 100 Prozent-Marke zu erreichen. Dann können wir auch anfangen, über die Fortbewegung der Zukunft nachzudenken, anstatt uns Gedanken darüber zu machen, wofür wir das Internet noch verwenden können. Das Internet ist jetzt schon der Stromverbraucher Nummer Drei nach China und den USA. Wie will man die Energie dafür holen?

Die Digitalisierung ist eine reine Gelddruckmaschine, nichts sonst. Das sehen Sie auch daran, dass die Figuren im Silicon Valley völlig überfordert sind von der Verantwortung, die sie mittlerweile haben. Das Schlimme ist ja, dass die mit ihrem Geld nicht einmal was machen. Wo sind denn die Windräder von Facebook oder Apple? Nichts, die bauen nichts. Die verbrauchen nur Energie. Diese Unternehmen saugen euch eure Zukunft ab.

> Diktatorische Regime wie China nutzen die Digitalisierung aus



Foto: Gerald von Foris

Mittlerweile wird aber auch mehr Digitalisierung an den Schulen und Universitäten gefordert. Sind unsere Universitäten jetzt schon zu digitalisiert und ökonomisiert durch Bologna?

Definitiv, unsere Universitäten sind viel zu digital, ökonomisch und zu schnell. Meine Zusammenfassung lautet immer: Ich konnte früher noch schlendern beim Studieren, ihr müsst marschieren! Wenn Universitäten Hochleistungscamps für die Entwicklung von gebildeten Persönlichkeiten sein sollen, die eines Tages auf diesem Kontinent etwas Kreatives und Originelles machen sollen, dann können wir Studierende nicht in ein Militärcamp einsperren, wo wir sie teilweise ohne Mittagspause von einem Modul zum anderen jagen. Zumal die biologischen Randbedingungen ohnehin so sind, dass ihre Lebenserwartung steigt: Ihr werdet ohnehin lange arbeiten müssen. Wieso sollten wir euer Leben derart beschleunigen? Es gibt keinen Grund dafür, außer den, dass jemand will, dass ihr viel Geld verdient. Die Überökonomisierung hat an den Universitäten nichts verloren und wenn wir wollen, dass Universitäten intellektuelle Landschaften sind, in denen Menschen über hochinteressante Fragen forschen, um dann als Persönlichkeiten aus der Universitäten herauszukommen – dann müssen wir die Freiheiten dafür stellen. Ansonsten bekommen wir nur Normmaterial.

> Wir müssen die 100-Prozent-Marke für Erneuerbare Energien erreichen

Sie haben selbst mal gesagt: „Es wäre ein Albtraum, wenn wir Computer zu den Herren unserer Welt machen.“ Haben Sie denn die ernsthafte Sorge, dass die Digitalisierung das Denken und das Lernen von Schülern behindert?

Es grenzt auf jeden Fall die Freiheitsräume ein. Überlegen Sie: Wenn Sie irgendetwas suchen, dann machen Sie das in der Suchmaschine. Das ist eine konvergente Weise von Suchen. In anderen Zeiten hat man bei der Suche z. B. nach Büchern oft welche gefunden, die man eigentlich nicht gesucht hat, aber in der Nähe standen: das ist eine divergente Recherche, so werden Verknüpfungen hergestellt, welche man auf digitale Weise nicht findet. Dieses zufällige Verknüpfen von Begriffen ist eine zutiefst menschliche Angelegenheit, die im Zusammenhang mit der Digitalisierung als eines unserer großen Vorteile hervorgehoben wird.

Für Verwaltungsabläufe in der Arbeitswelt werden künstliche Intelligenzen eingesetzt, die große Datenmengen durchspülen und anhand von Korrelationen Entscheidungen treffen. Wenn das langfristig so weitergeht, dann haben wir an den Universitäten große Probleme, weil die Computer Lösungen anbieten, bei denen wir nicht mehr nachverfolgen können, wie sie zustande gekommen sind. Aber für Erkenntnisse brauche ich Begründungen, und wenn ich kein Begründung habe, dann kann ich es nicht unterrichten.

Die Unis würden zurückgedrängt werden zugunsten einer Schule, in der man nur noch normierte Abläufe lernt. Das ist nicht das, was wir wollen.

Wie könnte ein verantwortungsvoller Umgang aussehen? Und was können wir Studierende dafür tun?

Dafür müssen wir uns fragen, ob die Infrastruktur privat oder genossenschaftlich organisiert sein soll. Momentan ist das Netz in der Hand von Riesenunternehmen: Das hat nichts mehr mit Kapitalismus zu tun, da es auch keinen Wettbewerb mehr gibt. Wenn wir die Situation ernst nehmen wollen, dann müssen wir Europäer damit anfangen, das Netz zu regulieren. Wir können alles mögliche regulieren, den Strom- und Straßenverkehr. Warum können wir nicht das Netz regulieren? Das ist eine Entscheidung, die die Gesellschaft als Ganze treffen muss. Da wir Älteren aber weniger Erfahrung mit der digitalen Welt haben, wird das eure Aufgabe sein.

Eduard Ebert (19)



beschäftigte sich Tage und Nächte für dieses Interview mit den Büchern und Vorträgen von Harald Lesch.

Quo vadis, ZSL?

Auf das Zentrale Sprachlabor kommen richtungsweisende Veränderungen zu.

Weder Mitarbeitende noch Studierende zeigen sich zufrieden

Fortsetzung von Seite 1

Wandeln soll sich am Zentralen Sprachlabor (ZSL) einiges, angefangen bei etwaigen Onlinekursen über den Erwerb von internationalen Sprachzertifikaten bis hin zu einem völlig neuen Zentrum für Sprachen, Kulturen und (übergreifende) Kompetenzen (IZSKK). Um Ordnung in den Wulst an Gerüchten und Halbwissen zu bringen, wurden am 30. November Mitarbeiter und Studierende des ZSL zu einer Vollversammlung unter der Leitung von Prorektor Prof. Dr. Loureda eingeladen.

Bereits im Vorfeld war es aufgrund der Unsicherheit und Unklarheit bezüglich der geplanten Umstrukturierungen unter einigen Mitarbeitern des ZSL zu Irritationen gekommen, weshalb diese sich treffen und die Vorgänge besprechen wollten. Dies wurde ihnen in einer internen Mail untersagt. Auf Anfrage äußerte sich das ZSL wie folgt: „Die Mail ist in der Eile in einer Weise verfasst worden, die die Worte von Prorektor Loureda unangemessen und unrichtig widergibt. Gleich am Vormittag des nächsten Tages habe man beschlossen die intendierten Aussagen den Mitarbeitern gegenüber in den Kontext zu stellen.“ Der Personalrat der Universität gab auf Anfrage des *ruprecht* zu Protokoll, dass „man Kenntnis von den Problematiken am ZSL hat. Selbstverständlich können sich alle Betroffenen, auch Hiwis, jederzeit persönlich an uns wenden.“

Da sich das Projekt in einem frühen Entwicklungsstadium befindet, blieben tendenziell viele Fragen offen. Unter anderem, wie das künftige Beschäftigungsverhältnis der Mitarbeiter des ZSL aussehen wird. Hinsichtlich des im Vorfeld kontrovers diskutieren Punktes „Onlinekurse“ stellte Loureda klar, dass nicht die klassischen Präsenzkurse ersetzt, sondern vielmehr die Angebotspalette des ZSL erweitert werden soll. So wolle man zum Beispiel jenen Studierenden



Foto: nhh

Lässt das ZSL seine Mitarbeiter im Regen stehen?

die Option bieten, einen Sprachkurs anzufangen oder fortzusetzen, welche nur einmal in der Woche anwesend sein können oder vollends verhindert sind“. Derzeit sondiere man „geeignete Plattformen“. Die Wortmeldung einer Studentin, „ich möchte auch in Zukunft Lehrer aus Fleisch und Blut beim Erlernen einer Sprache vor mir sitzen haben“, wurde von den Anwesenden mit Applaus quittiert. Das geplanten IZSKK soll Angebote für externe Nutzer zur „punktuellen sprachliche Fortbildungen“ im Programm haben. Laut Loureda beabsichtige man nicht, in Konkurrenz zu regulären Sprachschulen zu treten. Wenn jedoch Vokabular wie „neue Kundschaft erschließen“ verwendet wird, dann bleibt zumindest die Frage offen, „ob die Universität nicht ihre Kerngebiete Forschung und Lehre verlässt“, wie einer der Teilnehmer der Vollversammlung im Nachgespräch anmerkte.

Gewisse Umstrukturierungen stehen bereits jetzt fest. Zum Beispiel sind für die Zukunft zentrale Curricula für die jeweiligen Kurse geplant, weshalb die bestehenden Abteilungen in ihrer jetzigen Form aufgelöst werden sollen. Wie mit den Abteilungsleitern verfahren wird, blieb unklar. Wohl aus all diesen Gründen wirkte die Stimmung in der Vollversammlung recht angespannt. Keiner der Mitarbeiter des ZSL war im Anschluss bereit, gegenüber dem *ruprecht* offiziell Stellung zu beziehen. Kritische Nachfragen wurden zumeist von den Studierenden gestellt. Die mitunter als bissig empfundene Wortwahl Louredas, „was in der Vergangenheit passiert ist, ist mir egal, wir blicken in die Zukunft“ schien manchem Mitarbeiter des ZSL sauer aufzustoßen, insbesondere im Hinblick auf gefühlt ausbleibende Wertschätzung ihrer langjährigen Arbeit.

Studierende des ZSL waren im Vorfeld durch ihre Dozenten von dem Treffen in Kenntnis gesetzt worden. Der Arbeitskreis (AK) „Lehre und Lernen“ verwies in einer Stellungnahme vom 4. Dezember darauf, dass „der Studierendenrat (StuRa) nicht über die am Freitag stattgefundene Vollversammlung informiert wurde. Wir hätten uns gewünscht, dass auch der StuRa zu der Versammlung eingeladen worden wäre.“ Wer sich als Studierender künftig im Projekt IZSKK einbringen möchte, der sei laut Loureda „angehalten und eingeladen, dies zu tun“. Loureda verwies explizit auf den StuRa als seinen gewünschten Austausch- und Ansprechpartner, welcher sich aber bei ihm trotz diverser Kontaktversuche nicht gemeldet habe. Laut des AK Lehre und Lernen wurde der StuRa „erst über Umstrukturierungen informiert, als bereits ein erster Entwurf im Senat zur Abstimmung eingereicht werden sollte“. „Wann das nächste Zusammentreffen stattfinden und wie dessen Termin kommuniziert wird“ wurde, trotz mehrmaligen Nachfragens, nicht näher beleuchtet. Die im vergangenen September durchgeführten Umfragen am ZSL bewertete der AK in seiner Stellungnahme kritisch, da „die in der vorlesungsfreien Zeit durchgeführte Befragung nur einen Bruchteil der Studierenden erreicht hat, außerdem wurden die Ergebnisse nicht veröffentlicht.“

Letztlich hat die Vollversammlung mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben. Die finanzielle Notwendigkeit der Umstrukturierung wurde deutlich und Befürchtungen bezüglich dystopischer Zustände konnte der Wind aus den Segeln genommen werden. Viele künftige Veränderungen haben durchaus ihre positive Seite. Dennoch bleibt abzuwarten, in welche Richtung der geplante Wandel führen wird und inwiefern die künftigen Veränderungen in transparenter und kooperativer Form vollzogen werden. Finanzielle Fragen sind wichtig, jedoch düfen darunter ein offenes Arbeitsklima und ein wertschäzendes Miteinander nicht leiden. **(nhh)**

Frieren mit Cicero

Auf der Baustelle im Kollegiengebäude am Marstallhof läuft einiges schief.

Heizausfälle in der Bibliothek waren wohl nur der Anfang

Wer derzeit das Kollegiengebäude am Marstallhof besucht, könnte meinen, er befände sich in einem Kriegsgebiet. Das Gebäude, das auch sonst nicht für seine Schönheit bekannt war, sieht zurzeit aus als wäre es von einer Bombe getroffen worden. Hintergrund ist eine Sanierung des Hauses, welches den neuesten Brandschutzbestimmungen angepasst und von Asbestbelastung befreit werden soll. Dazu ist es bereits in Teilen bis auf den Rohbau entkernt worden. Doch die unheimliche Atmosphäre ist nur das geringste Problem, mit dem Mitarbeiter und Studierende des Kollegiengebäudes – in dem vor allem die Altertumswissenschaften untergebracht sind – zurzeit zu kämpfen haben.

Dass auf der Baustelle nicht alles so glatt läuft, merkte man spätestens ab Anfang November, als sich Meldungen häuften, dass im Gebäude immer wieder die Heizungen ausfallen. Auf Facebook konnte man von der Schließung der Bibliothek für Klassische Philologie lesen. Auch wenn diese nur ein paar Tage andauerte, war es nicht der erste Fall dieser Art: Bereits im September und Oktober hatte es Perioden ohne funktionierende Heizung gegeben. Wie die Hausdirektion mitteilt, waren die Gründe dafür vielfältig. Hauptursache war, dass die Bauarbeiter notwendige Leitungen durchtrennt hatten. Deshalb musste eine mobile Heizanlage aufgestellt werden, die wiederum Probleme machte. Aber auch ein unprofessionell agierender Heizöllieferant mit dem die Kommunikation und Lieferung nur stockend verlief, war verantwortlich. Bei der Fachschaft sorgt dies für Unmut: „Eine Schließung der Bibliothek ist für die Studierenden sehr problematisch, da wir gerade in der Philologie auf den Präsenzbestand dieser Bibliothek angewiesen sind, die UB ist da kein Ersatz.“



Foto: hst

Eiszeit in der Klassischen Philologie

Doch wie sich herausstellte, waren die Heizausfälle nur die Spitze des Eisbergs. Seit Beginn der Bauarbeiten sind alle im Gebäude größter Lärmbelastung ausgesetzt, ohne jemals transparent darüber informiert zu werden. Auch von mangelhafter Kennzeichnung der Notausgänge ist die Rede. Zudem gestaltet sich die Kommunikation mit den Zuständigen offenbar schwierig, was zu einer erheblichen Mehrbelastung der eigentlich für die Lehre zuständigen Mitarbeiter führt. Es herrschen also Zustände, die es an einer „Exzellenzuniversität“ eigentlich nicht geben dürfte. **(goc)**

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM

gemeinnütziges Bildungsinstitut

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19

www.heidelberger-paedagogium.de

The Bags Are Back in Town

Noch in diesem Jahr gibt es neue Taschen in der UB

Seit einiger Zeit gibt es sie nicht mehr: Die Tüten der UB Heidelberg. Da der bisherige Hersteller die Produktion eingestellt und der Vertrag ausgelaufen war, musste eine Alternative her. Tatsächlich überlegte man, das Angebot komplett zu beenden. Nun wird es aber doch noch in diesem Jahr eine Alternative in allen Zweigstellen zu kaufen geben.

Eines der Kriterien, die man dabei berücksichtigen wollte, war das Material. „Bei der Analyse der bisherigen Situation kam auch die Diskussion um das Thema Plastik auf“, erklärt Martin Nissen, Abteilungsleiter Informationsdienste und Lesesäle in der Hauptstelle Altstadt. „Die neuen Taschen sind wertig, ohne übertrieben schick zu sein.“ Das Design bestehe aus einem Stoffrahmen im Hochformat mit einem längeren Tragegurt als bisher. In die Tasche sei ein Fenster aus Plastik eingesetzt, auf welches das Logo der UB gedruckt werde. Nissen sieht neben dem Material aber ein weiteres Problem beim bisherigen Modell. So seien die Tüten an sich gut haltbar gewesen, allerdings habe ihr extrem niedriger Preis zur Folge gehabt, dass Nutzer auch ohne dringende Gründe mehrere Tüten kauften.



Foto: Tilla Kross

Berlin macht es vor

Die zukünftigen Taschen werden von Univend, einem jungen Startup-Unternehmen aus Berlin, geliefert. Mit sieben Euro (Achtung: Bezahlung nur mit EC-Karte möglich!) ist das neue Modell weitaus teurer als das bisherige. „Wir halten den Preis für vertretbar. Im besten Fall kauft man eine Tasche und hat sie für das ganze Studium“, meint Martin Nissen. Er erklärt weiter, ihm sei es trotzdem wichtig gewesen, mit dem preislichen Rahmen niemanden auszugrenzen: „Ich betrachte die Bibliothek als nicht-kommerziellen Ort.“ Sie sei vielmehr ein dritter Ort, also ein öffentlicher Ort, der nicht kommerziell ist und diese seien inzwischen wirklich relativ selten geworden. **(cah)**

Öffis zum regulären Preis?



Foto: lst

Viele Studierende sind auf das Semesterticket angewiesen

Vertreter der VS springen zu spät auf den Verhandlungszug mit dem VRN auf

Alle Studierenden, die regelmäßig mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs sind, brauchen ein Semesterticket. Entsprechend abhängig sind viele davon, dass die Konditionen für dieses Abo gut ausgehandelt werden. Die Verträge des aktuellen Semestertickets werden im Sommer 2019 auslaufen. Was ist also bisher geschehen, damit Studierende auch in Zukunft zu einem anständigen Preis nach Hause oder bei Regen zur Uni fahren können?

Leider gibt es in diesem Zusammenhang einige schlechte Nachrichten zu verkünden. Denn wie sich nun zeigt, haben Vertreter der Verfassten Studierendenschaft (VS) der Uni Heidelberg an entscheidenden Verhandlungen mit dem Verkehrsverbund Rhein-Neckar (VRN) nicht teilgenommen. Dass das Semesterticket neu ausgehandelt werden muss, war schon seit längerem bekannt. Doch aufgrund einiger schwerwiegender Kommunikationspannen innerhalb der VS-Strukturen, wegen Rücktritten aus dem Verkehrsreferat und weil entscheidende Runde Tische in die vorlesungsfreie Zeit fielen, wurde es verpasst, eine angemessene studentische Stimme in die Verhandlungen einzubringen. So fanden sowohl im Juni als auch im Oktober Runde Tische mit dem VRN statt, an denen auch Vertreter anderer Hochschulen in der Metropolregion teilnahmen. Vonseiten der Uni Heidelberg waren nur im Juni mandatierte Vertreter anwesend, beim entscheidenden Treffen im Oktober jedoch nicht.

Richtig bewusst wurden sich die Studierendenvertreter im StuRa dieses Problems aber erst Anfang November, als dann auch schnellstens eine neue Arbeitsgruppe Semesterticket mandatiert wurde. Diese machte sich denn auch endlich an die Arbeit, den entstandenen Schaden noch einzudämmen. Doch weil die eigentlichen Verhandlungen schon abgeschlossen sind, gestaltet sich dies nun schwierig. Eigentlich hatte sich der VRN mit den anwesenden Vertretern auf eine weitgehende Beibehaltung der bisherigen Konditionen geeinigt, wobei der Sockelbeitrag von aktuell 28,50 Euro leicht erhöht werden soll. Die AG Semesterticket möchte jedoch in diesem Fall eine Ausweitung der Abend- und Wochenendregelung erreichen. Außerdem wäre aus ihrer Sicht auch eine geographische Ausdehnung des Geltungsbereichs wichtig. Rahel Amler von der AG Semesterticket drückt es so aus: „Entweder wollen wir für mehr Geld mehr Leistung, oder für das gleiche Geld die gleiche Leistung haben." Eine Erhöhung des Preises um 5 Euro pro Jahr, wie derzeit der Fall, sei so auch nicht weiter tragbar, da dies nicht der Inflationsentwicklung entspricht.

Inwiefern diese Forderungen jedoch überhaupt noch umsetzbar sind, ist fraglich. Am 7. Dezember fand nochmals ein speziell anberaumtes Treffen der AG Semesterticket mit dem VRN statt, das jedoch nur der Schaffung von gegenseitigem Verständnis diente. Strategisch setzt die AG nun auch auf Gespräche mit Heidelberger Gemeinderäten. Denn auch auf kommunaler Ebene wird das Semesterticket gefördert, jedoch mit 2,50 Euro pro (online) gekauftem Ticket nur sehr geringfügig. Vor allem aber baut man jedoch auf die Tatsache, dass der RNV als Lokalverbund des VRN große Einnahmen aus dem Semesterticket generiert. Würden die Verhandlungen scheitern und somit kein Semesterticket mehr zustandekommen, wäre dies wohl schmerzhaft für den RNV. Das letzte Wort über das Ergebnis werden jedoch ohnehin die Studierenden bei einer Urabstimmung im Frühjahr haben. Stimmen für einen Verhandlungsabbruch oder ein Nein-Votum werden bereits laut. **(goc)**

Ein umstrittener Gastredner

Siegfried Mauser wurde wegen mehrerer Sexualstraftaten verurteilt. Dies verhinderte seinen geplanten Vortrag in Heidelberg

Ein Vortrag des Musikwissenschaftlers Siegfried Mauser musste letztendlich abgesagt werden. Ursprünglich sollte dieser im Zuge der kulturtheoretischen Vortragsreihe „Schöpfung und Urknall" am 5. Dezember in der Alten Aula der Universität stattfinden.

Gegen Mauser, der bis 2014 Rektor der Hochschule für Musik und Theater München war, wurde seit 2016 in mehreren Strafverfahren Anklage erhoben. So wurde er zunächst wegen sexueller Nötigung einer Kollegin zu einer Geldstrafe in Höhe von 25 000 Euro sowie zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und drei Monaten auf Bewährung verurteilt. Letztere wurde in einem Berufungsverfahren auf neun Monate auf Bewährung reduziert. Die erneuten Anträge auf Revision vonseiten sowohl Mausers als auch der Staatsanwaltschaft wurden vom Oberlandesgericht München abgewiesen.

Im Mai 2018 wurde der Musikwissenschaftler in einem zweiten Prozess aufgrund dreier weiterer Fälle sexueller Nötigung zu zwei Jahren und neun Monaten Haft verurteilt, von dem Vorwurf der Vergewaltigung allerdings freigesprochen. Wegen der Möglichkeit einer Revision wurde dieses Urteil nicht sofort rechtskräftig.

Nichtsdestotrotz lud Dieter Borchmeyer, emeritierter Professor der Germanistik, den Verurteilten für seine regelmäßig stattfindende Vorlesungsreihe zur Kulturtheorie ein. Mauser sollte am 5. Dezember ein Gesprächskonzert mit dem Titel „Klangliche Ursprungsmythen vom Mittelalter bis zur Moderne" geben. Eine Entscheidung, die bei großen Teilen der Studentenschaft auf Protest und Unverständnis stieß.

Bereits zum Auftakt der Reihe musste Borchmeyer daher einräumen, dass der Vortrag nicht wie geplant in der Alten Aula der Universität würde stattfinden können. Grund hierfür sei allerdings nicht, dass die Universität Mauser das Auftreten in ihren Räumlichkeiten untersagt habe, wie in der Presse immer wieder behauptet wurde, sondern im Gegenteil eine einvernehmliche Absprache zwischen Universität, Veranstalter und Vortragendem. Damit habe man eine Eskalation der Proteste vermeiden wollen. „Die Universität enthält sich ausdrücklich einer Bewertung des ganzen Falls", insistiert Borchmeyer. Um den Vortrag dennoch stattfinden zu lassen, versuchte er eine andere Lokalität zu finden.

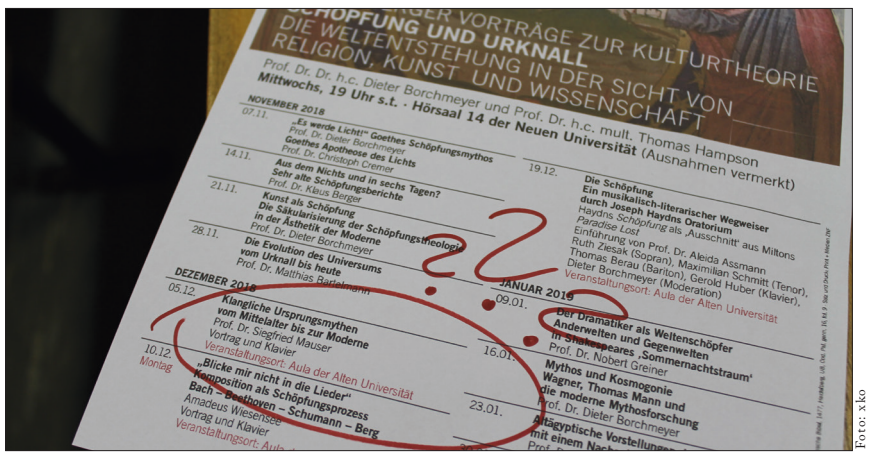


Foto: xko

Ob Siegfried Mausers Vortrag stattfindet, blieb bis zuletzt unklar

Viele studentische Vertreter begrüßten jedenfalls die Absage des Vortrags. „Es kann nicht sein, dass eine Uni, die dem Leitspruch ‚semper apertus' folgt, einem Sexualstraftäter öffentlich eine Bühne bietet", so Theresa Baur von der Fachschaft Germanistik. In Zusammenarbeit mit dem Studierendenrat (StuRa) positionierte die Fachschaft sich geschlossen gegen eine mögliche Verlagerung des Vortrags. Bewogen dazu habe sie nicht zuletzt Mausers Umgang mit seiner Verurteilung. „Er hat sich weder entschuldigt noch seine Strafe verbüßt. Das ist das Problem", betont Michèle Fein vom „IT's FuN"-Referat des StuRas.

Borchmeyer sieht in der Verurteilung Mausers hingegen keinen Grund, diesem das öffentliche Auftreten zu verwehren, und weist sämtliche Versuche dazu scharf zurück: „Eine Nachverurteilung durch gesellschaftliche und berufliche Ausgrenzung des Verurteilten verstößt gegen den Geist des Rechtsstaats und seine humanitären Grundlagen." Damit dieser sich seiner Strafe gemäß bewähren könne, müsse ihm auch die Möglichkeit dazu geboten werden. Eine Position, die nach eigener Aussage die überwältigende Mehrheit des vornehmlich außeruniversitären Publikums der Vorlesungsreihe teile.

Sein Vorhaben, den Vortrag andernorts stattfinden zu lassen, wurde dennoch durch eine kurzfristige Absage der Stadthalle sowie des Taeter-Theaters verhindert. Ersatzweise referierte Borchmeyer selbst in der neuen Uni. Ob und in welcher Form Mausers Auftreten nachgeholt wird, ist nicht abzusehen. **(mal)**

Kommentar

In der Mauser-Falle

Die Fronten in der Diskussion um Siegfried Mausers Vortrag sind bereits verhärtet, ehe diese richtig beginnt. Wie so oft gebiert der von #MeToo aufgeheizte Zeitgeist Dogmatismus anstelle eines offenen Diskurses. Eine Seite sieht es als ihr selbstverständliches Recht an, diesem Menschen das öffentliche Auftreten zu verwehren – schließlich handelt es sich um einen Sexualstraftäter. Kurzerhand wird Mausers Straffälligkeit als evidente Begründung gesetzt und schon mal mit dem Schärfen der Mistgabeln und dem Entfachen der Fackeln begonnen. Die achtsame Reflexion darüber, ob man denn auch argumentativ einholen kann, was man so lauthals propagiert, übergeht man hingegen geflissentlich.

Die andere Seite lässt sich in Ablehnung einer Nachverurteilung immerhin dazu herab, Argumente zu äußern – in alle Richtungen außer in die ihrer Gegner, anderenfalls bestünde die Gefahr, auf Widerstand zu stoßen. Je nach Anlass kann sich dann entweder in der eigenen moralischen Überlegenheit gesonnt oder über die frevelhafte Gegenseite, die diese verkennt, geflucht werden.

Grundlegend für eine jede Gemeinschaft ist jedoch eine gewisse Übereinkunft über Moral und die daraus resultierenden Normen. Spaltet, wie im Falle Mausers, eine so gravierende Differenz die Auffassungen über das moralisch richtige Verhalten, liegt der einzige Ausweg in einer gegenseitigen Verständigung. Dem Ergebnis gegenüber offen und mit der Bereitschaft, sich dem zwanglosen Zwang des besseren Arguments zu beugen, gilt es, eine Debatte zu führen. Ein Vorgang, an dem beiden Seiten gleichermaßen mit Bravour gescheitert sind.

Von Matthias Luxenburger

Hochschule in Kürze

Geld für die Referate
Am 1. Januar tritt die neue Aufwandsentschädigungsordnung des Studierendenrats (StuRa) in Kraft. Diese wurde in der lezten Sitzung des StuRa am 4. Dezember beschlossen. Über das Thema war schon seit langer Zeit heftig debattiert worden. Die beiden Vorsitzenden der Verfassten Studierendenschaft werden in Zukunft jeweils 550 Euro erhalten anstatt wie bisher jeweils den BAföG-Höchstsatz. Auch die Referate (bis auf diejenigen für Öffentlichkeitsarbeit und Internationales) werden ab Januar Entschädigungen zwischen 50 und 250 Euro erhalten. Diese sollen dann anteilig an die beteiligten Referenten ausgezahlt werden. Es steht jeder Person jedoch auch offen, freiwillig ganz oder teilweise auf die Aufwandsentschädigung zu verzichten. **(goc)**



Foto: Medizinmathematik (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0), CC BY-SA 4.0

Medizinzugang neu geregelt
Bei der Vergabe von Studienplätzen der Fächer Medizin, Zahnmedizin, Tiermedizin und Pharmazie werden Wartesemester zukünftig kein Vergabekriterium mehr sein. Dies ist eine der Entscheidungen der Kultusministerkonferenz, welche am 6. Dezember in Berlin einen Entwurf des Staatsvertrags für Hochschulzulassung verabschiedet hat. Dem vorausgegangen war eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, welches das bisherige Verfahren für verfassungswidrig erklärt hatte. Die Abiturnote entscheidet zukünftig über 30 Prozent der Studienplätze und wird damit 10 Prozent wichtiger als zuvor. Ein gänzlich neues Konzept stellt die „zusätzliche Eignungsquote" dar, welche ausschließlich schulnotenunabhängige Kriterien wie beispielsweise medizinische Vorerfahrung berücksichtigen soll. Wie bisher werden 60 Prozent der Plätze durch hochschuleigene Auswahlkriterien vergeben. Deshalb plant Baden-Württemberg, mit den Universitäten ein Interviewverfahren weiterzuentwickeln, das psychosoziale Kompetenzen der Bewerber misst. **(xko)**

Bundesweite Vernetzung
Die StuRa-Abgeordneten diskutieren darüber, ob der jährliche Mitgliedsbeitrag von 25 000 Euro für den Dachverband „freier zusammenschluss von student*innenschaften" (fzs) eine sinnvolle Investiton darstellt. Durch einen Austrittsantrag wurde in der Sitzung vom 20. November eine Grundsatzdebatte über die Mitgliedschaft losgetreten. Zentraler Kritikpunkt ist ein fehlender Nutzen des Beitrags für Heidelberger Studierende. In der StuRa-Sitzung vom 4. Dezember zogen die Antragsteller ihr Gesuch zurück und wandelten es in ein Plädoyer für eine stärkere hochschulpolitische Vernetzung um. In der Zwischenzeit widmet sich der Arbeitskreis „Ananas auf Pizza" Fragestellungen der überregionalen Vernetzung und Möglichkeiten der stärkeren Beteiligung an Gremien des fzs. **(xko)**

Vietnam im Kakaobunker

Studentisches Leben im Heidelberg der Sechziger – der Aktivist Burkhart von Braunbehrens hält 50 Jahre nach Flower-Power und freier Liebe Rückschau

Die 68er protestierten in Westdeutschland gegen den Autoritarismus ihrer Elterngeneration und kämpften für Freiheit und Emanzipation. Auch in Heidelberg tobten zwischenzeitlich fast wöchentlich Proteste. Burkhart von Braunbehrens war laut taz „Kopf der Studentenbewegung" und blickt im Gespräch mit dem ruprecht zurück.

Wie sind Sie ein „68er" geworden?

So 1964 brachte der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) in Heidelberg ein Flugblatt zum Vietnamkrieg heraus. Das hat mich tatsächlich aufgerüttelt. Denn da wurde das erste Mal berichtet, was die USA dort taten. Deshalb bin ich zum SDS gegangen. Damals war dieser noch ein kleiner Studierzirkel, der sich meist in einer Kneipe traf. Rudi Dutschke hat in dieser Zeit für uns eine große Rolle gespielt, weil er von uns linken Studierenden forderte, die ganze kommunistische Literatur als Quelle zu nutzen, nicht nur Marx und Engels. Die Fähigkeit, sich nach außen zu vermitteln, hat den damaligen Leuten völlig gefehlt, weil sie so Studienköpfe waren. Mein erstes Gefühl war deshalb: Das müssen wir erstmal umkrempeln. Wir haben dann im Studentenparlament mitgewirkt – erst noch als kleine Minderheit.

Welche Proteste der folgenden Jahre sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Im „Kakaobunker", einer Cafeteria im Keller der Neuen Uni, wurde viel diskutiert. Wir haben in der Universitätsgeschichte herumgegraben und viele Professoren waren vorbelastet. Deshalb haben wir „Go-Ins" gemacht. Du gehst in eine Vorlesung rein, störst und stellst kritische Fragen. Auf unsere Konfrontationen reagierten die Professoren oft heftig. Eine meiner ersten Heldentaten war, eine Demonstration gegen Fahrpreiserhöhungen zu organisieren. Über 1000 Leute folgten unserem Flugblatt auf den Uniplatz. Es lag in der Luft, dass man was unternehmen musste. Einmal haben wir am helllichten Tag Plakate der NPD am Bismarckplatz abgerissen. Dadurch wurden wir natürlich notiert. Ein anderes Mal wurde das Amerikahaus aus Protest komplett eingewickelt. Ich hatte damals, glaube ich, über 30 Verfahren. Zu der Zeit gab es fast wöchentlich Demonstrationen in Heidelberg. 1972 habe ich dann mit 15 anderen linken Organisationen eine Vietnam-Demonstration in Bonn organisiert – mit fast 100 000 Teilnehmenden.

Hatten Sie wirklich das Gefühl das System verändern zu können?

Ja. Wir hatten die Illusion, dass wir den ursprünglichen kommunistischen Gedanken wieder zu neuer Reinheit bringen könnten. Das hing auch mit der Dritte-Welt-Bewegung zusammen. Wir dachten, dass die Kulturrevolution in China die reine Linie des Kommunismus verkörpern würde. Man hatte das Gefühl: Das ist das, was an Gutem gerade auf der Welt passiert – eine weltweite, starke Bewegung.

Hat das Studium unter dem Engagement gelitten?

Ein reglementiertes Studium gab es in den ganzen Geisteswissenschaften recht wenig, ich habe insgesamt zehn Jahre an der Uni verbracht und alles Mögliche studiert. Mir hat das selbstständige Studieren im SDS viel gebracht, auch um Texte schneller zu verstehen und einzuordnen.



Foto: Hans Speck

Burkhart von Braunbehrens

Wann kam dann die Ernüchterung?

Die Unterstützung des antikolonialen Kampfes – Vietnam natürlich an erster Stelle – das war eine wichtige Säule im Kampf der Studentenbewegung. Der Zusammenbruch aber, dass diese ganzen Regierungen, die wir unterstützt hatten, sei es Kambodscha oder Simbabwe, alle korrupt bis verbrecherisch geworden waren, das war ein Schock. Mir war klar, ich kann mich jetzt in kein neues politisches Projekt stürzen. Ich fühlte mich schon beschädigt. Ich war immerhin bis 1975 in relativ hoher Verantwortung im „Kommunistischen Bund Westdeutschland" und hatte den mitgegründet. Was war richtig? Was war falsch? Man musste das völlig neu überarbeiten – das ist ein Prozess, der nicht abgeschlossen ist.

Welche Gewinne hat die Studentenbewegung gebracht?

Wir haben uns zum Beispiel als Studenten damals nicht geduzt, das haben wir durchgesetzt. Wir waren auch mit in den Kommissionen, als neue Hochschulgesetze diskutiert wurden, und haben die Drittelparität gefordert. Ein weiterer Gewinn ist, glaube ich, dass heutige Bewegungen weniger Tendenz haben, sektiererisch zu werden als wir, sie sind offener und demokratischer. Das Ende der 70er war eine herbe Enttäuschung. Ohne die Gründung der Grünen, wäre das völlig verloren gegangen.

Wie konnten Sie Ihre 68er-Ideale mit Ihrer Aktivität im Aufsichtsrat des Rüstungskonzerns Krauss-Maffei Wegmann durch Ihre geerbten Firmenanteile vereinen?

Wir haben damals eigentlich immer eine ziemlich klare Vorstellung gehabt, dass Pazifismus nicht funktioniert. Ich persönlich würde es begrüßen, wenn mehr Linke sich um Militärfragen kümmern und da mitmischen würden, weil dieses reflexartige Dagegensein nur dazu führt, dass der Bereich vollkommen von Konservativen dominiert wird. Man darf von den Rüstungskonzernen kein moralisches Handeln verlangen. Die Politik muss da das Zepter in die Hand nehmen.

Denken Sie, dass im heutigen System noch einmal ein ähnlich bedingungsloser Protest wie damals entstehen könnte?

Wir leben wirklich in einer schwierigen Situation. Es wäre wichtig, dass eine neue Studentenbewegung entstehen würde, egal, an was sie sich entzündet. Wo die Studenten dagegen kämpfen, eingeengt im Fachstudium zu sein, um Luft für andere Dinge zu gewinnen. Es ist schwer, gegen das aktuelle System zu kämpfen, weil in der Politik fest verankert ist, dass der Neoliberalismus gut ist – obwohl er so viel Unheil angerichtet hat. Die völlige Überzeugung wie bei uns damals gibt es heute vielleicht noch in der feministischen Bewegung. Da gibt es tatsächlich noch Leute, die bei jedem Gedanken, der ihnen kommt, nach dem Raster untersuchen: Ist da etwas Machomäßiges dabei? Kann man das als Feministin noch vertreten?

Das Gespräch führten Alexandra Koball und Céline Jacamon.

ANZEIGE





Foto: jcj

Gregor bei der Aufnahme seines wöchentlichen Podcasts

Politik aufs Ohr

Ein Heidelberger Student kämpft mit seinem Podcast gegen Politikverdrossenheit und Populismus

Es waren die politischen Ereignisse im Jahr 2016, die den Heidelberger Politikstudenten Gregor Schwung, 23 Jahre, aufgewühlt haben. Der Populismus schien mit dem Brexit und der Wahl von US-Präsident Donald Trump kaum aufzuhalten und in Deutschland stand die Bundestagswahl bevor. „Was mich bei der medialen Berichterstattung oft gestört hatte, war, dass zu viel berichtet, aber zu wenig erklärt wurde." Das ließe Menschen ratlos zurück und mache sie anfällig für die einfachen Antworten der Populisten, so Gregor. Deshalb startete er seinen Podcast „6 Minuten Politik", in dem er politische Zusammenhänge erklärt, sodass Leute besser verstehen, was in der Politik geschieht.

In dem wöchentlichen Hintergrundpodcast nähert sich Gregor entweder einem innen- oder außenpolitischen Thema, das die Woche über die Nachrichtenlandschaft bestimmt hat. Beim Erklären wählt er eine alltägliche Sprache, die es seinen Zuhörern und Zuhörerinnen ermöglicht, auch komplexe Themen besser zu verstehen. Hierbei steht nicht das Informieren im Vordergrund, was etablierte Medien aufgrund ihrer personellen und ressourcentechnischen Ausstattung besser können, sondern das Erklären von Hintergründen.

Jeder von uns hat heute alle Möglichkeiten, sich gut zu informieren und zu wissen, was auf der ganzen Welt passiert. Aber das allein reicht nicht. Man muss auch verstehen, warum bestimmte Dinge passieren. Bei dem Überfluss an Informationen besteht die Gefahr, dass man schnell den Überblick verliert.

Um dem entgegenzuwirken wählt Gregor bewusst Themen aus, die sich bereits ein Stück weit entwickelt haben, sodass man in Ruhe die Fakten analysieren kann. Sein Studium der Politikwissenschaft hilft ihm vor allem dabei, Dinge besser zu analysieren und einzuordnen. Am Anfang jeder Folge steht die Themenwahl. „Ich bin ein Nachrichtenjunkie, mir entgeht nichts. Politische Themen verfolge ich fast rund um die Uhr, wobei ich alle möglichen Nachrichtenquellen nutze." Über die Woche kristallisiert sich so ein dominantes Thema heraus. „Mein Anspruch ist, immer das Topthema der Woche zu nehmen, und das orientiert sich immer an den klassischen journalistischen Kriterien der Relevanz."

Mit dem Recherchieren beginnt Gregor in der Regel am Mittwochabend und nutzt dabei alle verfügbaren und seriösen Quellen. Am Donnerstag schreibt er dann sein Skript. Die Folgen sind immer geskriptet, da er in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Informationen seinen Zuhörern und Zuhörerinnen vermitteln möchte, ohne unnötig vom Thema abzuschweifen. Im Laufe des Donnerstags kann es sein, dass sich Themen weiterentwickeln und der Inhalt angepasst werden muss. Erst gegen Abend wird dann die Folge aufgenommen. Man kann Gregors Arbeit in zwei Teile einstufen: zum einen der Produktionsprozess bis hin zur Aufnahme und zum anderen die Vermarktung auf Social Media danach.

Nach eineinhalb Jahren zeigen sich bereits die ersten Erfolge. Der Podcast wird monatlich von etwa 6000 bis 7000 Menschen gehört.

Auf Instagram erreicht Gregor fast fünftausend überwiegend junge Menschen im Alter zwischen 13 und 24 Jahren. „Oft bekomme ich Nachrichten von meinen Hörern und Hörerinnen, die mir schreiben, dass Politik eigentlich gar nicht ihr Ding war, mein Podcast und meine Instagram-Seite aber ihr Interesse dafür geweckt haben. Und das motiviert mich natürlich, weiter zu machen und das Politik-Erklären nicht den Populisten zu überlassen".

Es bleibt abzuwarten, in wiefern sich das Medium Podcast weiter entwickeln wird. „6 Minuten Politik" von Gregor Schwung leistet jedoch einen kleinen Beitrag dazu, der allgemeinen Politikverdrossenheit in unserer Gesellschaft entgegenzuwirken. **(jcj)**

Instagram: @6minutenpolitik
www.6minutenpolitik.com

7 Tage...

Life in plastic, not fantastic

Ist ein Leben ohne Kunststoff heutzutage noch vorstellbar? Eine WG sagt dem Plastikmonster eine Woche lang den Kampf an

Als meine Mitbewohnerinnen mir vorschlagen, für eine Weile auf Plastik zu verzichten, bin ich zunächst skeptisch. Ich wähle doch schon grün – muss das unbedingt sein? Der Gedanke bleibt aber in meinem Kopf und als ich das nächste Mal beim Einkaufen an der Kasse stehe und sich immer mehr Plastik in meiner Einkaufstasche häuft, beschließe ich, der Sache doch eine Chance zu geben.

Wir vereinbaren, gleich am nächsten Tag zu starten und unser Experiment erst einmal auf eine Woche zu begrenzen. Man soll sich ja nicht gleich überfordern! Die restlichen verderblichen Lebensmittel, die ich in den Schränken finde, von Butter bis Toastbrot, verschenke ich an meine Freunde, bei denen unser Versuch einerseits Zustimmung, aber auch einiges an Belustigung hervorruft. Zu Beginn bin ich recht zuversichtlich. Wie schwer kann es schon sein? Sorgen mache ich mir vor allem um mein nicht gerade prall gefülltes Studentenportemonnaie, da ich in Papier verpackte Produkte eher mit hohen Preisen verbinde.



Foto: lsw

Trotz aller Bemühungen fallen fast drei Gläser unvermeidlichen Plastiks an

Gleich am ersten Morgen bahnt sich jedoch eine Herausforderung an, die ich bis jetzt gar nicht auf dem Plan hatte: Haarwachs, Deo, Shampoo und Zahnpasta sind allesamt in Plastik verpackt. Mit Sturmfrisur und suboptimalem Körpergeruch (es wird nicht das letzte Mal diese Woche sein!) verlasse ich das Haus. Bei der Zahnbürste ziehe ich dann aber doch den Schlussstrich, zu groß ist die Angst vor Karius und Baktus. Am Abend dann der erste Einkauf, der sich als ziemlich frustrierend herausstellt. Mal abgesehen vom meisten Obst und Gemüse ist so ziemlich alles in Plastik verpackt. So brauche ich nicht nur ewig, bis ich einen eher überschaubaren Einkauf zusammengestellt habe, sondern bezahle dafür auch noch überdurchschnittlich viel. Einige Erfolgserlebnisse habe ich dann aber doch noch. Der Supermarkt wirbt sogar damit, eigenen Behältnisse mit zur Frischetheke zu bringen, und ich finde als Shampooersatz Seife, die nur in Papier verpackt ist.

Am nächsten Tag mache ich mich dann auf zu einem Geheimtipp, den mir einige empfohlen haben – „Annas Unverpacktes" in der Ladenburger Straße in Neuenheim. Dort gibt es von Reis über Schokolade bis zum handlichen tragbaren Bidet alles ohne Verpackung zu kaufen. Sogar eine Lösung für mein Zahnpastaproblem finde ich in Form von Tabletten, die sich Zuhause aber als eher enttäuschend herausstellen. Sie schäumen kaum und schmecken nach nichts, als hätte man den Mund voll mit Spucke. Preislich könnte ich in dem Laden zwar nicht ausschließlich einkaufen, allerdings ist er sehr praktisch, um Produkte zu besorgen, die man sonst nicht plastikfrei findet. Der Mitarbeiter an der Kasse empfiehlt mir außerdem, immer ein paar Tüten im Rucksack zu lagern – aus Baumwolle, versteht sich.

Nach einigen Tagen fällt es mir immer leichter, ohne Plastik auszukommen. Die meisten Lebensmittel und Alltagsgegenstände konnte ich ersetzen. Der Verzicht auf andere Dinge, vor allem nicht unbedingt notwendige Konsumgüter wie Süßigkeiten, stört mich weniger. Und die meisten sozialen Aktivitäten, wie gemeinsames Kochen oder Plätzchenbacken, löse ich auch ohne Plastik und lerne nebenbei noch wie man Butter mit einem Marmeladenglas selbst macht.

Auf ein interessantes Problem, mit dem ich mich glücklicherweise nicht befassen muss, macht mich eine Freundin aufmerksam: die Periode. Auch dafür finden wir aber eine Lösung: Die Menstruationstasse! Diese ist zwar selbst aus Plastik, aber nach gründlichem Abkochen wieder hygienisch und einsatzbereit. Einen Tag lang versuche ich schließlich, komplett auf Müll zu verzichten, und fühle mich nun bereit, mich an einen Baum im Hambi zu ketten. Schnell werden meine Illusionen aber zerstört, als ich bemerke, dass ich auf manche Sachen nicht verzichten möchte. So zum Beispiel Klopapier. Für das Hand-Bidet bin ich dann doch noch nicht bereit! Grundsätzlich stößt unser Projekt auf viel Begeisterung, oft werde ich angesprochen, wie es denn mit meinem Experiment läuft.

Ist vielleicht mangelndes Konsum-Bewusstsein der eigentliche Grund für unser Plastikproblem? Und falls ja: Sollte man das Thema Nachhaltigkeit schon in der Schule thematisieren? Fragen, die man sich angesichts der zahlreichen riesigen Mülldeponien stellen sollte!

Aus der Woche gehe ich schließlich vor allem mit guten Vorsätzen für die Zukunft heraus. Sicherlich werde ich es nicht schaffen, komplett auf Plastik zu verzichten. Aber die Tüten bleiben in meinem Rucksack, und zum Einkaufen geht es in Zukunft nur noch mit Frischenetz und Tupperdose. Eines ist aber sicher: Nie wieder Zahnpasta-Tabletten! **(lsw)**

Mit Bier zum Sonnengruß

Yoga ist nicht nur etwas für esoterische Hippies

Der Megatrend Yoga ist vielseitig, zugleich modern und traditionell und eignet sich für jeden, der sich für Sport begeistert. Doch es ist alles andere als einfach, sich als blutiger Anfänger innerhalb des Yogadschungels voller verrenkter Körperteile zurechtzufinden. Besonders, weil bereits viele Variationen von Yoga existieren. Wie fängt man mit Yoga an? Und sollte man den Weg zu einem -, ausgeglichenen Leben eher in der Position des heraufschauenden oder des herabschauenden Hundes beschreiten?

Eins ist jedoch klar: Um auf solche Fragen eine Antwort zu erhalten, muss man sich zurücklehnen, eine Tasse Yogi-Tee mit Zimt trinken und herausfinden, mit welchem ziemlich verrückten Yogastil man Körper und Geist in Einklang zu bringen vermag. Einen Überblick über die gängigsten Arten zu bekommen, ist recht einfach, denn die bekanntesten kann man leicht im Unisport mit bis zu 30 weiteren Teilnehmern erlernen. Zu Beginn eignet sich hier der Hatha-Yogakurs für Einsteiger. Hier werden die klassischen Körperhaltungen wie zum Beispiel die Position des Kindes erlernt und gleichzeitig die dazugehörige Atemtechnik angewendet. Ziel ist es, diese Übungen fließend nacheinander durchzuführen, das heißt, in einen Flow zu kommen. Varianten des Vinyasa-Yogas eignen sich für fortgeschrittene Yogis, da diese Stilarten deutlich dynamischer sind und die Haltungen in einem hohen Tempo aufeinander folgen, sodass man richtig ins Schwitzen kommt.



Foto: for

Für die Yoga-Kurse an der Universität muss man sich jedoch früh genug anmelden und eine Kursgebühr zahlen. Es ist sinnvoll, sich erst einmal von einem Lehrer verschiedene Positionen und Abläufe beibringen zu lassen, doch man kann schnell individuell zu Hause Yoga praktizieren.

Wer in seinen eigenen vier Wänden oder einfach auch mal unterwegs eine verrückte Yogaart ausprobieren möchte, der sollte auf andere Methoden zurückgreifen. So ist das Bier-Yoga ein amerikanischer Trend, bei dem man die Haltungen stets mit zwei Flaschen Bier in den Händen einnimmt und hält. Dabei kommt es wohl eher darauf an, wie trinkfest man ist und wie lange man mit Alkoholpegel noch auf einem Bein stehen kann. Beim Tequila-Yoga werden schon mehrere Shots vor den Übungen getrunken, damit man während der Session deutlich lockerer und entspannter agiert – gleichzeitig wird somit aber auch das Verletzungsrisiko erhöht. Extrovertierte FKK-Fans setzen da eher auf Nackt-Yoga, das dabei hilft, seinen eigenen Körper zu lieben. Wer jedoch mit seiner derzeitigen Situation völlig überfordert ist, dreht am besten die Heavy-Metal-Musik auf und schreit seinen Frust beim Wut-Yoga heraus. Man nimmt abwechselnd verschiedene Posen ein und denkt beim Einatmen an etwas, das einen wütend macht. Beim Ausatmen wird dieser Frust in Form von Schimpfwörtern herausgeschrien, um seinen Geist von der negativen Stimmung zu befreien.

Ob diese Trends wirklich Körper und Geist in Einklang bringen, ist fraglich. Aber wenn ihr beim nächsten Mal den Nachbarn aus dem Nebenzimmer laut fluchen hört, praktiziert dieser womöglich Wut-Yoga – und ihr habt nichts davon geahnt. **(asj)**

Wer nach dem dritten Glühwein nicht mehr weiß, wo er das dunkelrote Gesöff erworben hat, kann in Heidelberg an jedem Stand seine Tasse zurückgeben. Das Hauptziel des einheitlichen Pfandsystems war es einst, Müll zu vermeiden. Heute sind die Tassen mit jährlich wechselnder Farbe und Jahreszahl ein beliebtes Sammlerstück und so auch zum Marketing-Instrument geworden.



Wie viele Tassen werden jährlich herausgegeben?
45 000 bis 60 000 Tassen – je nach Besucherstrom.

Wer verwaltet das Pfandsystem?
Das Pfandsystem ist eine Einrichtung der Heidelberg Marketing GmbH. Das System wurde erstmals im Jahr 1991 von Heidelberg als einer der ersten Städte eingeführt und galt als revolutionär. Die Produktion obliegt der Österreichischen Firma MÄSER, welche auch Märkte in Wien oder Florenz beliefert.

Wie kommt die Tasse zum Glühwein?
Standbesitzer leihen die Tassen für 3 Euro pro Stück und können sie nach der Marktzeit wieder zurückgeben, das Geld bekommen sie erstattet. Ein mittelgroßer Stand hat etwa 5000 Tassen im Schrank.

Was passiert mit übrig gebliebenen Tassen?
Übrig gebliebene Tassen werden an Vereine verschenkt. Auch die Fachschaft Jura erhielt schon circa 300 Tassen.

Woher stammt das Design auf den Tassen?
Die Zeichnung stammt von der Mannheimer Künstlerin Anita Büscher, die sogar an Weihnachten geboren wurde. **(xko)**

Stress oder Besinnlichkeit?

Ein Blick hinter die Kulissen des Heidelberger Weihnachtsmarktes



Foto: hst

Nachts ist der Weihnachtsmarkt nicht mehr so schön, obwohl die Lichter an bleiben

Die letzte Weihnacht ist ein Jahr her…", dudelt es aus den Lautsprechern am Uniplatz. Es nieselt, eine Glühweinverkäuferin tippt gelangweilt auf ihrem Handy herum, während die deutsche Version von Whams Welthit den fast menschenleeren Weihnachtsmarkt beschallt.

Ja, der Weihnachtsmarkt. Für die Leute, die dort arbeiten, bedeutet er vor allem Stress. Insgesamt stehen auf sechs Heidelberger Plätzen 136 Stände, dazu kommen ein Karussell, eine Eislaufbahn und der „Winterwald" auf dem Kornmarkt, wo sich eine kleine Bimmelbahn für Kinder durch die erleuchteten Tannenbäume schlängelt.

Nur ein Viertel der Stände haben dabei ein rein gastronomisches Konzept, noch weniger verkaufen nur Glühwein. Der Weihnachtsmarkt bietet ein sehr breit gefächertes Angebot an Kunsthandwerk, das von selbstgeschnitzten Holzschalen über Lammfellpantoffeln und Strickmützen bis hin zum gläsernen Baumschmuck reicht, den es sowohl in klassisch als auch in kitschig-schräg gibt. „Die Hälfte der Standbetreiber ist aus Heidelberg und der näheren Umgebung", erklärt Constantin Weber von Heidelberg Marketing, das den Weihnachtsmarkt organisiert.

> In der Bürgerhütte stehen gemeinnützige Vereine

Standbetreiber müssen ihre eigenen Hütten und Deko stellen. Es gibt lediglich einige wenige Richtlinien, wie diese auszusehen haben. Bunte und blinkende Lichterketten sind zum Beispiel nicht erlaubt. Die Mietkosten für einen Stand verrät Weber nicht, nur, dass der Preis pro Quadratmeter gezahlt wird und von Sortiment und Standort abhängig ist: „Ein Kunsthandwerker am Universitätsplatz zahlt mehr als ein Kunsthandwerker am Bismarckplatz. Ein Kunsthandwerker zahlt mehr als ein Gastronom. Ein reiner Glühweinhändler zahlt mehr als ein Gastronom mit Speisen", so Weber.

Aber der Weihnachtsmarkt hat auch eine soziale Komponente, die an das Fest der Nächstenliebe zurückdenken lässt: Gemeinnützige Organisationen können kostenlos in der Bürgerhütte auf dem Marktplatz auf sich aufmerksam machen. Letztes Jahr informierten unter anderem Tierschutzverbände und Menschenrechtsorganisationen über ihre Aktionen. Die Hütte darf eine Organisation dabei bis zu drei Tage am Stück mieten.

Zum Umsatz schweigt man bei Heidelberg Marketing: „Beim Heidelberger Weihnachtsmarkt ist es uns besonders wichtig, dass sich die Besucher wohlfühlen und eine schöne Zeit verbringen. Er wird nicht wegen der Gewinne veranstaltet, sondern weil er bei den Heidelbergern und unseren Gästen besonders beliebt ist." Weber lässt aber durchblicken, dass der Weihnachtsmarkt Gewinn macht. Mit dem eingenommenen Geld finanziert man andere Aktionen, wie etwa die Touristeninformation auf dem Neckarmünzplatz.

> Es wurde bereits mehrfach eingebrochen

Zur Müllmenge, die tagein tagaus anfällt, weiß Weber keine genauen Zahlen. 55 zusätzliche kleine Partytonnen sowie mehrere große Container für Papier und Glas werden auf dem Weihnachtsmarkt aufgestellt, die Gesamtmenge Müll wird aber nicht gewogen. Ein Mitarbeier des Amts für Abfallwirtschaft erklärt, dass durch den Markt keine zusätzliche Belastung anfällt.

Für Sicherheit werde natürlich auch gesorgt. Neben taktischen Terrormaßnahmen, die Michael Klump vom Polizeipräsidium Mannheim nicht weiter erläutern will, gibt es Betonhindernisse. Außerdem, so erklärt Klump, seien jeden Tag drei Streifen sowie einige Zivilstreifen am Wochenende unterwegs, um die Taschendieben das Handwerk zu legen.

Auch das Securitypersonal, das den Markt jede Nacht von 22 Uhr bis 7 Uhr bewacht, ist angehalten, bei verdächtigen Vorkommnissen die Polizei zu informieren. Schwere Zwischenfälle aus den letzten Jahren sind der Polizei aber nicht bekannt.

Allen Sicherheitsbemühungen zum Trotz: Seit Beginn des Weihnachtsmarktes wurde bereits drei Mal eingebrochen, bei einem der Einbrüche entstand ein Schaden von über 2000 Euro. Ein weiterer Einbruch brachte die Security zum Schmunzeln: Ein betrunkener Mann verschaffte sich Zugriff zu einer Hütte, weil er im Warmen pinkeln wollte. Allerdings stahl er auch noch ein paar letzte Münzen, bevor er von der Security festgenommen wurde. **(hst)**

Weihnachtsmarktstimmen



Foto: hst

Securitymänner auf dem Universitätsplatz, die anonym bleiben möchten

„Jeden Abend wenn die Schicht anfängt, tun wir so, als wären wir Einbrecher, natürlich ohne etwas zu beschädigen. Wenn wir reinkommen, rufen wir die Standbesitzer an, und wenn sie nicht kommen, ist die Hütte nicht versichert. Wir können ja nicht die ganze Nacht nur die eine Hütte bewachen.

Rangeleien kommen öfters vor, aber keine echten Schlägereien. Wir dürfen die Leute dann auch festhalten, bis die Polizei kommt. Wenn es regnet und kalt ist, ist das halt doof für den, der auf dem Boden liegt. Am schlimmsten ist es Samstag nachts, da ist überall Kotze, Pisse, umgeworfene Weihnachtsbäume. Das muss man mal gesehen haben, das ist richtig eklig. Vandalismus und dass Leute randalieren ist halt super häufig, einmal ist so ein Student auf den großen Tannenbaum auf dem Marktplatz geklettert, wenn wir da nicht eingegriffen hätten, wäre der tot gewesen. Die Leute besaufen sich und denken dann einfach nicht nach."



Foto: hst

Matthias, selbstständige Toilettenreinigungskraft auf dem Universitätsplatz

„Ich arbeite zwölf Stunden am Tag, von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends, jeden Tag, solange der Weihnachtsmarkt offen ist. Bei der Kälte ist das schon hart, normalerweise arbeite ich im Sommer auf Kerwes oder auf Oktoberfesten oder so, da hat man eher mit Hitze zu kämpfen.

Zum Glück kann ich mir meine Pausen frei einteilen, dann gehe ich manchmal in die Triplexmensa und hole mir einen heißen Kaffee, oder ich wärme mich ein bisschen in der Behindertentoilette auf, die ist schön groß und wird nicht so häufig benutzt.

Das Geld stimmt, da ist Heidelberg Marketing sehr fair, und die Gäste auf dem Weihnachtsmarkt sind wirklich nett, sie schätzen es, dass die Toiletten sauber sind, und geben auch mal Trinkgeld.

Die meisten Standbesitzer sind auch richtig nett. So 98 Prozent der Leute, die hier die Toilette benutzen, sind wirklich super und zu den anderen zwei Prozent sag ich jetzt mal nichts…"



Foto: hst

Lotti, Verkäuferin an einem Stand für Kunsthandwerk

„Ich arbeite nur 30 Stunden die Woche hier, nicht Vollzeit. An sich habe ich nichts mit Kunsthandwerk zu tun. Um den Job zu bekommen, habe ich einfach gegoogelt und der Stand ist als erstes aufgetaucht, ich habe angerufen, hatte ein kurzes Gespräch und dann war alles klar.

Ich finde die Sachen hier zu 70 Prozent süß, bin aber persönlich nicht so ein Konsummensch, aber zum Verschenken fände ich sie schon schön. Ich würde gerne mal bewusst auf den Markt kommen und einen Glühwein trinken.

Ich reise viel, aber es muss ja Geld in die Kasse kommen und jetzt im Dezember bin ich wieder zu Hause in Heidelberg und dachte, ich gebe mir gleich die volle Ladung Weihnachtsmarkt, bevor ich im Januar wieder verreise.

Ich bin eine echte Frostbeule, aber wir haben hier eine Wärmeplatte, auf der man stehen kann, und ich bin gut vorbereitet, mit Skihose und mindestens zehn Pullis, Mütze und Schal."

Die Interviews führten Alexandra Koball, Hannah Steckelberg und Luisa Zechel.

ANZEIGE

Wir eröffnen Perspektiven für Studierende und Absolventen.

Beratungsangebot für Studierende und Absolventen

11.12.18 Ihre erfolgreiche Bewerbung in Deutschland - für internationale Studierend in Kooperation mit der Uni Heidelberg
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58, 16:00 - 18:00 Uhr

12.12.18 + 09.01.19 Bewerbungsunterlagen-Check
Persönliches Einzelgespräch. Dauer ca. 30 Minuten.
Bitte per E-Mail anmelden.

10.01.19 Get that Job! Bewerbertraining auf Englisch!
Agentur für Arbeit, 13:00 - 17:30 Uhr, Raum 633

22.01.19 Spurwechsel für Studienzweifler
Neue Universität, HS 6, 17:00 - 19:00 Uhr

Offene Sprechstunden
- an der Universität Heidelberg dienstags 12-15 Uhr ZSB, Seminarstr. 2, 1. OG
- INF 304, jeden Freitag, 10-12:30 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de/heidelberg

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Revolution auf der Couch

50 Jahre nach den 68ern weht ein Hauch Rudi Dutschke durch die Mitte der Gesellschaft – versteckt im „TransitionHaus“, hinter einem Fußballplatz und Bahngleisen

Es ist Samstagmorgen. Am Rande Rohrbachs sitzt eine Gruppe auf der Couch und frühstückt. Nebenbei besprechen sie den Ablauf des Abends: Wer bringt die Getränke? Wer räumt danach den ganzen Dreck weg? „Wenn jemand Öl und Essig hat, kann ich noch einen Kuchen backen“, sagt Simon. „Wird das dann nicht eher ein Salat?“ Alle lachen. Was wie die Vorbereitung einer WG-Party wirkt, ist die letzte Einsatzbesprechung für die Eröffnung des „Transition-Haus“.



Foto: mah

Die Welt verändern kann auch wie eine WG-Party sein

Das ist Teil eines Konzepts namens „TransitionTown“, einer Idee des Engländers Rob Hopkins. Die Devise: Bau dir deine eigene Stadt der Zukunft, zentrale Kriterien: Nachhaltigkeit und Klimaschutz. Die ersten Follower hatte sie in englischen Kleinstädten, deren lokale Wirtschaft nicht mehr lief. In der Folge schlossen sich zahlreiche Läden zu einer regionalen Währungsunion zusammen. Mit deren Geld erhält man nun Produkte aus der Umgebung und fördert damit die Hersteller. Transition nach Hopkins heißt aber auch: Du musst nicht gleich die Weltwirtschaft in Angriff nehmen! Tu etwas für dich, lern dazu und änder‘ was – am besten zuallererst eine Kleinigkeit in dir selbst. Es gibt kein festes Konzept, das Townler anderen aufdrücken wollen – stattdessen stehen Hopkins Kriterien im Vordergrund.Dementsprechend wundert es nicht, dass der Heidelberger Ableger andere Projekte plant als die Engländer: Im Sommer mietete Simons Gruppe ein Grundstück und renovierte das darauf stehende Haus. Das soll nun zum lokalen Lern- und Begegnungsort werden – für alle, die nach anderen Wegen des Umgangs mit der Natur suchen als die neue ALDI-Werbung.

Gefördert wurde das Ganze vom Bund – mit 150 000 Euro. Am 1. Dezember wurde offiziell zur Eröffnung eingeladen. Zunächst mal mussten diejenigen, die das Haus finden wollten, aber schon auf die Nummern der Nachbarhäuser gucken, denn das Gebäude stammt nicht nur aus den Sechzigern, sondern ist auch so versteckt wie die Ideen der damaligen Generation. Eingepfercht zwischen Fassaden reaktionärerer Fertighäuser liegt es hinter Fußballplatz und Bahngleisen, eigentlich mehr in Rohrbach denn Kirchheim. Vor der Haustür hängt ein rotes Band, upgecycelt.

An die 40 Leute sind zur Eröffnung gekommen – bis zum Ende des Tages werden es fast hundert gewesen sein. Unter ihnen Alt und Jung: Thomas, erfahrener Arzt, ist ebenso da wie Fahrradpfleger Felix und Aris, vielleicht bald Student.

Alle gemeinsam erhalten zur Begrüßung eine Idee davon, dass Nahrung nicht um den ganzen Globus geschippert werden muss, um schmecken zu können: Neben selbstgepresster Apfelschorle gibt es Kuchen – auch Simon hat seinen rechtzeitig fertig bekommen. Der ist Veganer und steht nun unter anderen im Eingangsbereich des Hauses, wo auch die Küche ist. „Es schmeckt sehr frisch“, sagt eine Teilnehmerin und nimmt sich vom Buffet. Während für die meisten die Hausführung beginnt, erkundet sie das Gelände auf eigene Faust und landet prompt in einem der Hinterzimmer. Hier haben Engagierte eine Kleiderbörse aufgebaut. Wer will, kann eigene Teile mitbringen und sie gegen welche aus der Börse eintauschen. So wird Shopping möglich, ohne noch mehr Schadstoffe zu produzieren.

> „Ressourcenschonende Lebensweise entwickeln“

Im Laufe des Tages zeigen die Koordinatoren weitere Einsatzmöglichkeiten des Hauses: Kinoabend mit selbstgemachtem Popcorn, Nähkurs und im Garten gibt es sogar einen großen Ofen. Am Abend wird der Gemeinschaftsraum zur Tanzfläche umfunktioniert, es gibt Impro-Theater und DJ. Durch die Flexibilität des Hauses sind den Möglichkeiten nur wenig Grenzen gesetzt – und so lädt Koordinator Marco alle ein, die auch „ein Interesse daran haben, mit uns eine klima- und ressourcenschonende Lebensweise zu entwickeln“, sich hier zu verwirklichen. Er selbst ist früher täglich im Anzug über die Autobahn gejagt, unter anderem als Vertrauensmann für die Industrie. Heute fährt er Fahrrad und liebt Simons Kuchen. Transition kann so einfach sein. **(mah)**

Hinsehen oder Verdrängen

Schockierende Bilder in den Alltag gebracht



Foto: Christoph Surtmann

Mindestens ein Erdling vor dem Anatomieplatz

Eigentlich ist Carla eine ganz normale Studentin: Sie schläft gern aus, nimmt dann die Bahn in die Uni und zockt mit Freunden MarioKart – immer als Buhuu. Auch, dass sie sich mit Anderen in der Altstadt trifft, passt ins Bild. Mittwochs ist sie dort aber nicht zum Saufen verabredet.

Seit Sommer organisiert sie sich in einer Gruppe, die eine Abneigung teilt: Alle haben die Schnauze voll von der deutschen Tierquälerei. Carla und ihre Mitstreiter planen Demos über Facebook – unter ihnen Umweltaktivisten und Leute aus dem Tierschutz; genauso wie Privatpersonen, die sich nicht einer Organisation anschließen wollen. Damit jeder mitmachen kann, sagt Carla.

Das Ziel ist eigentlich recht einfach: Damit der Deutsche was zu Fressen hat, werden landesweit 745 Millionen Tiere getötet – im Jahr. Ein bisschen zu viel für Carlas Geschmack. Weil aber für gewöhnlich Argumente den Fortschritt auch nicht beflügeln, haben sich die Aktivisten etwas Besonderes ausgedacht: Sie präparieren einen Flachbildfernseher so, dass er stundenlang Schlachtungsbilder zeigt. Darauf zu sehen: Lämmer, denen bei lebendigem Leib die Kehle durchgeschnitten wird; eine Kuh, die kopfüber von einer Wandinstallation hängt, während sie per Fließband in den Schredder fährt; Küken, denen das gleiche Schicksal blüht. Alles in Dauerschleife – wie das Leid der Tiere in deutschen Zuchtbetrieben.

Die Idee, der Welt auf diese Weise ihr Elend zu zeigen, stammt ursprünglich aus England – „Earthlings Experience“ nennt sich das. Zorica, eine von Carlas Mitstreiterinnen, schnallt sich den Bildschirm dann um und stellt sich damit vor den Anatomieplatz. Sie ist dabei maskiert, damit sich Vorbeilaufende nicht so angestarrt fühlen, während sie wiederum auf die Bilder starren. Carla gehört zu den „Outreachern“ und steht bereit, um mit Passanten ins Gespräch zu kommen.

Die sind von den Bildern sichtbar schockiert. „Nicht wenige fangen an zu weinen“, sagt Carla. Wo man der Gruppe etwas spenden kann, fragt eine Frau und kramt in ihrer Handtasche. „Wir wollen nicht Ihr Geld, sondern nur Ihnen das zeigen“, antwortet Zorica. Sie ist wie Carla schon länger im Tierschutz aktiv. Die beiden verbindet das Unverständnis über die Ignoranz, mit der viele das Abschlachten hinnehmen. Carla selbst ist auf dem Dorf aufgewachsen – dort verbringt sie viel Zeit mit Tieren, unter anderem mit einem Schaf namens Shawn. Eines Morgens war der dann weg: „Feuerwehrfest“, erklärt Carla. Der Schlachter von Shawn ist der Vater einer Freundin.

Anders als erwartet sind die Earthlings aber wenig fanatisch: „Es bringt ja nichts, wenn ich mich den ganzen Tag darüber aufrege“, sagt Carla. „Außerdem ist das nicht gesund.“ Die Gruppe hat sich mit der Langsamkeit des Fortschritts abgefunden - ohne allerdings sich abhängen zu lassen. Deshalb wollen sie auch weiter vor dem Anatomieplatz stehen. Momentan geht das allerdings nicht: Weihnachtsmarkt - und dort, wo vormals Carla stand, steht jetzt eine Würstchenbude. **(mah)**

Heidelberger Historie

Nonstop Weihnachten

Käthe Wohlfahrt wurde mit Holzdeko aus dem Osten Weltmarktführer. Eine Weihnachtsgeschichte, die im Militärknast beginnt

Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein DDR-Flüchtling im amerikanischen Militärknast landete. Nicht etwa, weil er den Klassenfeind mit marxistischer Propaganda infiltriert hatte, oder sich die Baupläne für Atomraketen unter den Nagel reißen wollte. Wilhelm Wohlfahrt aus Sachsen hatte einfach nur versucht, im Frühling 1964 neun hölzerne Weihnachtsspieldosen an amerikanische Offiziere zu verhökern, was ihm auch ausgezeichnet gelang – bis die Sache mit dem Knast passierte. Aber der Reihe nach.



Foto: the

Weihnachts-Overkill in der Hauptstraße

Wilhelm Wohlfahrt und seine Frau empfingen 1963 im beschaulichen Herrenberg bei Stuttgart eine befreundete Familie aus den USA zur weihnachtlichen Stippvisite. Dem Besuch aus dem Wilden Westen hatte es ein Utensil im Hause Wohlfahrt ganz besonders angetan: eine Spieldose, auf der zur Melodie von „Oh du Fröhliche“ drei hölzerne heilige Könige im Kreis um das Jesuskind in der Krippe herumrannten. Diese Deko-Dose hatten die Wohlfahrts 1956 auf ihrer Flucht in den Westen aus der alten Heimat mitgebracht, dem sächsischen Erzgebirge – damals wie heute ein Hotspot weihnachtlicher Holzschnitzerei.

Kaum waren die Amis wieder weg, wollte Wilhelm ihnen als Andenken ein Exemplar der bewunderten Spieluhr über den Teich schicken. Blöderweise war Weihnachten gerade passé und sämtliche Läden hatten die dazugehörige Deko längst wieder eingemottet. Einzig ein Großhändler mit guten Kontakten hinter dem Eisernen Vorhang war bereit, die gesuchten Spieluhren aus dem Erzgebirge zu verkaufen, wollte aber mindestens zehn Stück davon loswerden. Nachdem er ein Exemplar in die Staaten verschifft hatte, stand Wilhelm also mit neun nagelneuen Spieldosen da. Weil er mit dem amerikanischen Faible für sächsischen Weihnachts-Kitsch gute Erfahrungen gemacht hatte, zog Wilhelm auf der nahen Army-Base von Tür zu Tür und verscherbelte die heiße Ware aus dem Osten an US-Offiziersfamilien. So lange, bis Militärpolizisten ihn wegen illegalen Hausierens festnahmen – und wieder laufen ließen, weil sie ganz hin und weg von den Spieldosen waren.

Weihnachtsdeko auch zwischen Januar und November verkaufen: Das brachte Wilhelm Wohlfahrt nicht nur in den Knast, sondern auch richtig viel Geld ein. Noch 1964 machte er Nonstop-Weihnachten zu seiner Geschäftsidee und gründete einen eigenen Versandhandel, den er nach seiner Frau benannte: Käthe Wohlfahrt. Heute ist das Unternehmen mit Sitz in Rothenburg ob der Tauber Weihnachtsdeko-Weltmarktführer und betreibt neben dem Versandhandel eigene Läden in Heidelberg und sechs weiteren deutschen Städten, in Belgien, Frankreich, England und – wie könnte es anders sein – in den USA. **(the)**

Keine leichte Entscheidung

Die Regelungen für Organspenden sind komplex und umstritten. Änderungen sind aufgrund niedriger Spenderzahlen nötig, aber die Debatte steht noch am Anfang

Über den eigenen Tod nachzudenken, das fällt keinem leicht. Irgendwann einmal, ja, wenn ein Testament ansteht oder eine Patientenverfügung. Dinge, die in der Studienzeit noch unendlich weit weg erscheinen. Genau diese Einstellung spiegelt sich wider, wenn es um Organspenden geht: 80 Prozent der Deutschen sind Organspenden prinzipiell positiv gestimmt – und doch besitzen nur 25 Prozent einen Ausweis, der zeigt, dass sie nach ihrem Tod auch selbst spenden möchten. Natürlich ist es einfacher, die Entscheidung über den eigenen Körper und was mit ihm nach dem Tod geschehen soll aufzuschieben. Warum ist es nun an der Zeit, sie nicht mehr zu ignorieren?

In den letzten Jahren sind die Spenderraten in Deutschland kontinuierlich gesunken: Drei Menschen sterben im Schnitt pro Tag, während sie auf ein Organ warten. Aktuell stehen knapp 10000 Patienten auf der Warteliste, sie wissen um ihre Chancen und dass es meist Jahre dauert, bis ein passendes Organ gefunden wird. Dem gegenüber standen im vergangenen Jahr 797 Organspender, ein Tiefstand, den die Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO) meldete.

Das Thema ist seit Monaten auch in der Politik präsent, angestoßen durch Bundesgesundheitsminister Jens Spahn: Bei der Orientierungsdebatte am 28. November wurde im Bundestag über eine mögliche Neuauslegung des Spendersystems diskutiert. Zurzeit ist eine aktive Zustimmung zur Organspende erforderlich: Entweder wurde diese zu Lebzeiten dokumentiert, oder die engsten Angehörigen treffen sie im Falle des Todes.

> Noch nie wurden so wenige Organe gespendet wie 2017

Spahn bringt eine Variante ins Spiel, die in vielen europäischen Nachbarländern bereits Praxis ist: die Widerspruchslösung. Hier sollen die Menschen, die zu Lebzeiten der Organspende nicht widersprechen, automatisch zu Spendern werden, es sei denn, ihre Angehörigen lehnen eine Organspende ab. Als Vorbild dient vor allem Spanien, das mit viermal so viel Organspenden pro Million Einwohner im Vergleich zu Deutschland die Spitzenposition innerhalb von Europa einnimmt.

In der Debatte ohne Fraktionszwang wurde schnell klar, wie individuell das Thema zu betrachten ist. Parteiübergreifend wurde für und gegen Spahns Vorschlag argumentiert. Katja Kipping, Annalena Baerbock und andere stellten das Gegenkonzept der verpflichtenden Entscheidung vor: Die Bürgerinnen und Bürger sollen bei Beantragung des Personalausweises oder bei Hausarztbesuchen befragt werden, ob sie im Todesfall ihre Organe spenden möchten. Ihre Entscheidung – auch ein „weiß nicht" ist möglich – soll in einem zentralen Spendenregister festgehalten werden.

Nadia Primc, Medizinethikerin in Heidelberg, steht der Widerspruchslösung skeptisch gegenüber: „Dass in den Entnahmekrankenhäusern zu wenig potentielle Spender erkannt werden, wird auch die Widerspruchslösung nicht ändern." Sie erklärt, dass in Spanien vor allem die verbesserte Organisation in den Kliniken zu höheren Spenderraten führte. Auch sei der Vergleich mit Spanien prinzipiell kritisch zu betrachten. Auch Patienten mit Herzstillstand kommen dort für Organspenden infrage, in Deutschland ist dies jedoch verboten. „Wir können die Spenderrate von Spanien nicht erreichen", betont Primc.

Eine aktuelle Studie, erhoben durch Transplantationsbeauftragte des Uniklinikums Jena, der Helios Klinik in Erfurt und der DSO, weist darauf hin, dass sich die Zahl der Organspender in den Entnahmekliniken tatsächlich relevant erhöhen ließe. Die Ärzte schlagen vor, die Abläufe bei der Therapie von hirngeschädigten Patienten zu optimieren und verstärkt Spezialisten hinzuzuziehen.

Mit einem Gesetz, das Ende Oktober vom Bundestag verabschiedet wurde, werden strukturelle Defizite in den Entnahmekrankenhäusern angegangen. Seit 2012 muss jedes Krankenhaus mit Intensivstation einen Transplantationsbeauftragten benennen, der die Organentnahme koordiniert und als zentrale Ansprechperson für Angehörige und DSO dient. In die eigentliche Transplantation ist dieser nicht involviert.

Nun soll die Stellung der speziell ausgebildeten Ärzte gestärkt werden: Unter anderem sollen sie verpflichtend freigestellt werden und einfacher an alle Informationen zu potentiellen Spendern gelangen. Sebastian Weiterer, koordinierender Transplantationsbeauftragter des Uniklinikums Heidelberg, begrüßt das Gesetzespaket, mit dem die Entnahmekrankenhäuser auch finanziell besser abgesichert werden.

Dass das Gesetz an der Situation in Heidelberg viel verändert, glaubt Weiterer allerdings nicht: „Wir machen hier schon viel mehr, als gesetzlich festgelegt ist." In Heidelberg gibt es ein dezentrales System, bei dem elf Transplantationsbeauftragte für die räumlich getrennten Intensivstationen der verschiedenen Kliniken in Heidelberg verantwortlich sind. Jedem der Ärzte ist zudem eine für den Kontakt mit Angehörigen geschulte Pflegekraft zugeteilt. Dass das dezentrale System in Heidelberg zwangsläufig zu mehr Spenden führen müsse, sieht Weiterer kritisch, da noch viel mehr Faktoren ins Spiel kämen. Doch seien die Abläufe und Kommunikation zwischen den Stationen und mit der DSO deutlich verbessert.

> Die Entscheidung wird auf Angehörige übertragen

In Rücksprache mit der DSO werden verfügbare Organe an Eurotransplant gemeldet. Die Stiftung ist für die Zuteilung von Spenderorganen in acht europäischen Ländern zuständig. Durch den Zusammenschluss und die daraus resultierende Vielzahl von Patienten auf der Warteliste wird für jedes Organ ein möglichst guter Treffer ermittelt. 2017 erreichte Deutschland die Mindestzahl von zehn Spendern pro Million Einwohner nicht. Das ist eigentlich eine Grundvorrausetzung, um dem länderübergreifenden Zusammenschluss beizutreten. Zusätzlich wurden 165 Organe mehr angenommen als an andere Länder abgegeben – ein Zustand, der sich nicht dauerhaft rechtfertigen lässt.

Einigen Politikern, so wie Wolfgang Kubicki von der FDP, ist auch die verpflichtende Entscheidungslösung zu drastisch, aus Angst, einen Legitimationsdruck für das Ablehnen der Organspende zu erzeugen. Seiner Meinung nach sei der richtige Weg für Deutschland, mehr Aufklärung und Werbung für die Organspende zu betreiben.

Der Aufklärung hat sich auch der „Arbeitskreis Organspende" verschrieben. Die studentische Initiative, unterstützt durch die Fachschaft Medizin, wurde 2015 gegründet. Inzwischen sind über 100 Studierende aktiv. Die ehrenamtlichen Mitglieder organisieren eine Vortragsreihe, Gespräche auf dem Weihnachtsmarkt und vor allem Schulbesuche. Damit möchten sie auf das Thema aufmerksam machen und neutral berichten. „Mir ist egal, was die Leute in ihrem Organspendeausweis ankreuzen – ich möchte nur, dass sie Bescheid wissen, worum es geht", betont Anna-Sophia Rösch, Leiterin des Arbeitskreises. Mehr als 40 Schulklassen der Oberstufen in und im Umkreis von Heidelberg erfuhren so im letzten Jahr mehr über den konkreten Ablauf von Organspenden, Hirntod und die Hirntoddiagnostik sowie ethische Aspekte der Organspende.

Die Infobroschüren der Krankenkassen, die seit 2012 zu Aufklärung und Information gesetzlich verpflichtet sind, reichen als Aufklärungs- und Werbemaßnahme nicht aus. Laut Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung besitzen lediglich 36 Prozent der Bürgerinnen und Bürger einen Organspendeausweis. Noch drastischer erscheint der Fakt, dass sich knapp die Hälfte der Befragten nicht gut oder schlecht über das Thema informiert fühlt. Die Mehrzahl der Deutschen hat ihre Entscheidung für oder gegen eine Organspende nicht dokumentiert oder schlichtweg nicht getroffen. Welcher der zurzeit diskutierten Ansätze kann den Missstand wohl am besten beheben? Widerspruch, verpflichtende Entscheidung, noch mehr Aufklärungsarbeit? „Jede Lösung, die es uns ermöglicht, besser herauszufinden, was die Patienten wollen, ist gut", findet Weiterer. „Am einfachsten wäre es zunächst, wenn jeder einen Organspendeausweis hätte."

2018 sind die Zahlen wieder gestiegen mit inzwischen mehr als zehn Spender pro Million Einwohner. Dass allen Wartenden eine Organspende ermöglicht wird, ist jedoch vorerst nicht abzusehen.

Aber nicht nur die 10000 Patienten auf der Warteliste und die im Verhältnis dazu seltenen Organspenden machen die eigene Meinungsbildung erforderlich. Denn die Entscheidung verschwindet nicht im Falle des Todes: Sie wird auf die Angehörigen übertragen. So sollte man auch ihnen zu Liebe die eigenen Wünsche niederschreiben. **(ibi)**


Organspendeausweis

nach § 2 des Transplantationsgesetzes

Organspende

Name, Vorname Geburtsdatum

Straße PLZ, Wohnort

BZgA Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Organspende schenkt Leben.

Antwort auf Ihre persönlichen Fragen erhalten Sie beim Infotelefon Organspende unter der gebührenfreien Rufnummer 0800 / 90 40 400.

Erklärung zur Organ- und Gewebespende

Für den Fall, dass **nach meinem Tod** eine **Spende von Organen/Geweben zur Transplantation** in Frage kommt, erkläre ich:

◯ **JA**, ich gestatte, dass nach der ärztlichen Feststellung meines Todes meinem Körper Organe und Gewebe entnommen werden.

oder ◯ **JA**, ich gestatte dies, mit **Ausnahme** folgender Organe/Gewebe:

oder ◯ **JA**, ich gestatte dies, jedoch **nur** für folgende Organe/Gewebe:

oder ◯ **NEIN**, ich widerspreche einer Entnahme von Organen oder Geweben.

oder ◯ Über JA oder NEIN **soll** dann **folgende Person entscheiden:**

Name, Vorname Telefon

Straße PLZ, Wohnort

Platz für **Anmerkungen/Besondere Hinweise**

DATUM UNTERSCHRIFT

Foto: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Eine Entscheidung getroffen? Einfach ausschneiden und ausfüllen

„Viel Meinung, wenig Ahnung"

Metal sucht man in der Heidelberger Musikwissenschaft vergeblich. Finn Wischer wagt mit seiner Bachelorarbeit einen exotischen Versuch

Die Heidelberger Musikwissenschaftler haben wohl erst einmal blinzeln müssen, als sie den Titel von Finn Wischers Bachelorarbeit gelesen haben: „Der Vampir und die Faszination des Bösen – Untersuchungen zu einem Idealtypus des Metal".

Finn ist Musiker, spielt Schlagzeug in einer Band und hört gerne Metal. Zwischen Mozart, Bach und Beethoven fällt diese Musikrichtung doch sehr aus dem Lehrplan. Finn hat das gewundert und deshalb seinen Abschluss in dieser Forschungslücke gemacht. Generell besteht Metal aus vielen verschiedenen Themengebieten. Ein großer Bereich beschäftigt sich mit Fantasiewesen, unter denen der Vampir ein häufig gewähltes Motiv ist.

Die Analyse in der Bachelorarbeit zeigt, wie dieses Wesen durch Musik dargestellt wird. Das geschieht im Metal ganz anders als in einer Oper. Harmonische Analysen von Dur oder Moll sind schwierig, da die dafür charakteristische Note, die Terz in einer Tonart, im Metal selten vorhanden ist. „Ich habe eher untersucht, wie Affekte in der Musik erkennbar werden", erklärt der Musiker. „Im Metal geht es viel um Gefühle. Das kann bis zu gesellschaftskritischen Liedern gehen." Der Bezug zur Historie ist in seiner Arbeit weniger das Problem. Denn Opern wie „Der Vampyr" von Heinrich Marschner behandelten das Thema der Blutsauger schon 1828. Die Analyse von Affektdarstellung ist allerdings neu. „Es gibt wenige Methoden oder Interpretationsansätze für Songs aus dem Metal. Der Fokus liegt bei klassischer Musik auf anderen Dingen, so wie Harmonie und Melodieführung. Darauf wird man im Studium auch ausschließlich vorbereitet", stellt Finn fest. Forschungsliteratur zu Rock oder Metal ist in der Bibliothek der Musikwissenschaften die Ausnahme.



Foto: dem

Finn verbindet Hobby mit Studium

Finn suchte also alternative „Forschungsliteratur" und investierte viel eigene Arbeit. „Da ich selbst in einer Metalband spiele, habe ich einige Kontakte", erzählt der Student. „Zwei Bands, deren Lieder ich auch analysiert habe, konnten mir viele Informationen geben und ein Kompositionsstudent hat mir Einblicke in die Entstehung von Metalsongs gegeben."

Forschungsliteratur von traditionellen Musik- und Religionswissenschaftlern „enttarnen" Metal als fragwürdige Stilrichtung, die von Kindern fernzuhalten sei. „Generell gibt es in dem Bereich viel Meinung und wenig Ahnung. Metaler werden meist als Satanisten dargestellt. Das stimmt nicht. Der Teufel ist nur ein kleines Themenfeld. Metal ist so viel mehr als die musikalische Beschäftigung mit dem Teufel", stellt der Metalfan klar.

Seiner Ansicht nach ist es kein Problem, ein Thema außerhalb der Bachelornorm zu wählen: „Metal ist zeitlich auf einer Linie mit Minimal Music und 12-Tonmusik. Davor gab es halt irgendwann Bach. Ich sehe keinen Grund, den Popularbereich auszuschließen. Man muss über seinen Schatten springen – anscheinend auch als Dozierender." Im Moment finden Musical- und Filmmusikseminare statt und die Professoren werden dem Popbereich gegenüber aufgeschlossener. „Klar kennt man die Analyseschritte für eine Oper, aber die Schritte für Metal rauszufinden, ist doch total interessant. Die viele Arbeit lohnt sich!"

Nach seinem abgeschlossenen Bachelor hat Finn ein Praktikum im Eventmanagement begonnen – dort sind schließlich alle Musikrichtungen vertreten. **(dem)**

Eine verhängnisvolle Kombination

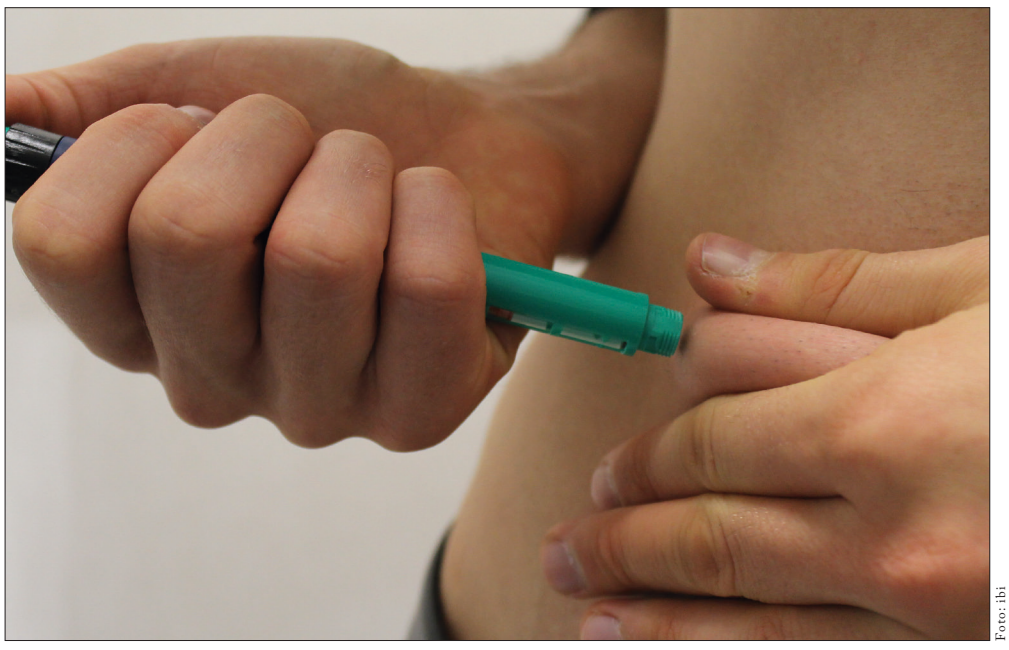


Foto: ibi

Diabetiker spritzen sich Insulin ins Unterbauchfettgewebe

Einige Diabetiker leiden an Diabulimie – eine Essstörung, die ihre Krankheit noch gefährlicher macht

Mit 27 Jahren bekam Christian die Diagnose Diabetes Typ-2. Ein Schock für ihn, denn „zu lernen, dass ich Typ-2 habe, war für mich ziemlich verheerend, da ich gerne gegessen und gekocht habe, vor allem Süßigkeiten." Er hatte Angst davor, sich an eine so strikte Diät wie seine Mutter halten und ständig seine Blutzuckerwerte kontrollieren zu müssen. Sein Umfeld überraschte die Diagnose nicht, da die Krankheit in der Familie liegt.

Viel unerwarteter war dann die Nachricht, als sich bei ihm Diabetes Typ-1 einstellte. Während bei Typ-2 die Körperzellen zunehmend unempfindlich auf Insulin reagieren, wodurch ein relativer Insulinmangel entsteht, handelt es sich bei Diabetes Typ-1 um eine Autoimmunkrankheit. Bei dieser zerstört das Immunsystem die insulinproduzierenden Inselzellen in der Bauchspeicheldrüse. Dadurch entsteht ein absoluter Mangel an Insulin. Dessen Aufgabe ist es, die Aufnahme von Glukose in die Zellen zu fördern, damit Energie daraus gewonnen werden kann. Charakteristisch für Typ-1 ist eine schnelle Gewichtsabnahme innerhalb weniger Wochen, weitere Symptome sind Austrocknung und ständiges Durstgefühl. Typische Symptome von Typ-2 sind dagegen Müdigkeit oder Schwäche. Risikofaktoren für Typ 2 sind unter anderem Übergewicht und Bewegungsmangel. Zur Behandlung von Typ-1 müssen Betroffene meist lebenslang Insulin spritzen. Genau das ist aber anstrengend. Weil die Behandlung ihn frustrierte, entschied Christian sich, kein Insulin mehr zu spritzen. „Ein paar Monate später kam der Gewichtsverlust, und ich hielt das für eine gute Konsequenz. In meinem Kopf schienen sich der Gewichtsverlust und die Freiheit von der genauen Überwachung und den regelmäßigen Injektionen zu lohnen", erzählt Christian.

Mit der Behandlung aufzuhören, um Gewicht zu verlieren, ist allerdings gefährlich – die Krankheit nennt man auch Diabulimie, also Diabetes mit einer Essstörung. Christians Symptome waren die einer unbehandelten Diabeteserkrankung, also häufiges Wasserlassen, Konzentrationsprobleme und Gelenkschmerzen, die Zeichen für besonders hohe Blutzuckerwerte sind. Unbehandelt kann Diabetes tödlich enden. Essstörungen für sich genommen sind bereits schwerwiegende Krankheiten, die die Sterblichkeit erhöhen. Deswegen haben Diabulimiker ein dreifach höheres Risiko, innerhalb von elf Jahren zu sterben, wie die National Eating Disorders Association schreibt.

Diese Gefahr besteht in der sogenannten Ketoazidose, eine starke Übersäuerung des Körpers, die sich zunächst schleichend durch unspezifische Symptome wie Erbrechen oder Schwäche bemerkbar macht.

Ketoazidosen entstehen, wenn durch den Insulinmangel keine Glukose aufgenommen werden kann und die Körperzellen sich deswegen Fette und Proteine als Energiequellen zunutze machen müssen. Beim vermehrten Abbau der Fette werden gleichzeitig aber immer mehr Fettsäuren freigesetzt. Aus ihnen entstehen Ketonkörper, die zu einer Ketose führen, einer leichten Übersäuerung des Blutes. Ohne Insulin kann aus der Ketose eine Ketoazidose enstehen, die unbehandelt tödlich endet. Deshalb muss sie unbedingt mit Insulin behandelt werden. Natürlich kommt es nicht in allen Fällen so weit, trotzdem scheint die Vernachlässigung der Insulintherapie eine häufige Angewohnheit von Diabetikern zu sein. Obwohl Christian sich selbst in seiner biowissenschaftlichen Dissertation mit dem Stoffwechsel auseinandersetzte, brach er die Behandlung ab. „Ich begann sogar, meinen Partner und meine Familie und Freunde anzulügen", erzählt Christian.

> „Ich begann sogar, meine Familie anzulügen"

Die Erfahrung, dass die Krankheit einen Namen hat, gab Christian die Chance, sich sein Problem einzugestehen. „Es war eine Art Klaps, mich aufzuwecken und wirklich zu erkennen, was ich verlieren könnte, wenn ich es weiterhin tun würde." Zu akzeptieren, dass er ein ernsthaftes Problem hat, erlaubte ihm auch, sich seiner Familie und seinen Freunden zu öffnen, und so besser mit seiner Erkrankung umgehen zu können. Christians jetziger Berater für Diabetes-Management hilft ihm, mit der Insulintherapie fortzufahren – und das wohl Wichtigste: Christian nimmt sein Gewicht und seine Krankheit wieder ernst. **(eeb)**

Freie Fahrt für Wasserstoff

Im kommenden Frühjahr wird in Heidelberg die erste Wasserstofftankstelle eröffnet. Diese ist Teil eines Klima-Masterplans, mit dem die Stadt langfristig ihre CO_2-Emissionen um 95 Prozent senken möchte

Nicht nur Staaten und große Umweltverbände stellen sich dem Klimawandel entgegen. Auch auf kommunaler Ebene kann man konkret zum Klimaschutz beitragen – vor allem im Bereich Verkehrsmittel.

In Deutschland gibt es bisher 46 Wasserstofftankstellen. Bald wird es mit der Stadt Heidelberg einen weiteren Standpunkt geben. Geplant ist die Eröffnung im Frühjahr 2019 in der Speyerer Straße, die von der Weststadt nach Kirchheim führt. Eine komplett neue Tankstelle wird dort jedoch nicht entstehen, die bestehende OMV-Tankstelle wird lediglich um eine Wasserstoff-Zapfsäule ergänzt. Für die Bewerbung um die Wasserstofftankstelle bei der Firma „H2Mobility" musste die Stadt sicherstellen, dass mindestens 30 Fahrzeuge die Tankstelle nutzen werden. Bei der Stadt selbst seien bereits zwei Wasserstoffautos in der Benutzung, ein drittes komme in Kürze dazu, berichtet Astrid Damer vom Amt für Umweltschutz, Gewerbeaufsicht und Energie in Heidelberg. „Wasserstoffautos sind eine sinnvolle Ergänzung zur batteriebetriebenen Elektroautomobilität, da bei Letzterer die Ladeinfrastruktur viel schwieriger zu realisieren ist", erklärt sie. Elektroautos gelten inzwischen als eine realistische Alternative zum normalen Benzin- oder Dieselfahrzeug. Brennstofffahrzeuge auf Wasserstoffbasis sind noch innovativer. Sie erzeugen elektrische Energie aus den Energieträgern Wasserstoff oder Alkohol durch eine Brennstoffzelle und wandeln sie direkt in Bewegung um. Die Brennstoffzellenfahrzeuge fahren somit, wie auch elektrische Autos, ganz ohne Emissionsausstoß. Auf den Straßen gibt es sie allerdings erst sehr spärlich, zumal von den Autoherstellern weltweit erst sieben verschiedene Modelle von Wasserstoffautos entwickelt wurden. Im Jahr 2018 waren in Deutschland etwa 200 Stück im Verkehr gemeldet. Essentiell wichtig für den Ausbau dieser umweltfreundlichen Autos ist allerdings die Anpassung der Infrastruktur, insbesondere von Tankstellen.



Foto: OMV

In Graz kann bereits Wasserstoff gezapft werden

Der Bau der Wasserstofftankstelle ist nur eine von zahlreichen Maßnahmen zum Thema Klimaschutz, die in Heidelberg betrieben werden. Die Stadt ist momentan dabei, eine internationale Vorreiterrolle beim Umstieg auf erneuerbare Energien einzunehmen: Schon zwei Mal gewann Heidelberg den „European Sustainable City Award". 2015 wurde der Stadt im Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York der „Global Green City Award" verliehen, mit dem jährlich Städte ausgezeichnet werden, die sich erfolgreich für Nachhaltigkeit und Klimaschutz einsetzen. Außerdem nimmt Heidelberg seit 2012 am Förderprogramm „Masterplan 100% Klimaschutz" des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit teil. Zusammen mit 17 anderen Städten hat sich Heidelberg das Ziel gesetzt, die CO_2-Emissionen bis 2050 um 95 Prozent zu senken. Gerade im Bereich der nachhaltigen Mobilität wird dafür ordentlich Geld in die Hand genommen: Die Stadt zahlt ab Dezember 2018 Prämien für den Umstieg auf emissionsfreie Fortbewegung. Für das Abmelden eines Benzin- oder Dieselfahrzeugs erhält man bereits seit 2016 ein kostenloses VRN-Jahresticket.

> 10 000 Euro Prämie auf ein Wasserstoffauto

Und wer sich in Heidelberg ein Auto mit alternativem Antrieb anschafft, dem zahlt die Stadt je nach Art des Fahrzeugs bis zu 10 000 Euro. Die höchste Förderung erhalten dabei wasserstoffbetriebene Brennstoffzellenfahrzeuge.

Vielleicht wäre die Anschaffung eines solchen Autos also tatsächlich eine Überlegung wert, jetzt, da es sogar bald die Möglichkeit gibt, diese vor Ort aufzutanken. Es ganz klassisch beim Fahrradfahren zu belassen bleibt aber vermutlich bis auf weiteres die günstigste und klimafreundlichste Alternative. **(par)**

ANZEIGE



Was ist schon normal?

Literaturkritiker Ijoma Mangold erzählt in seinem ersten Buch von einem außergewöhnlichen Leben in totaler Normalität

Der gebürtige Heidelberger Ijoma Mangold ist Literaturkritiker bei der *ZEIT* und hat im vergangenen Jahr sein erstes Buch „Das deutsche Krokodil“ veröffentlicht. Am Mittwoch, den 14. November 2018, war der Autor zu Gast im Karlstorbahnhof zu einer vom Kulturverein Querfeldein Heidelberg e.V. organisierten Lesung. Sein Buch erzählt autobiographisch vom Leben des 42-Jährigen.

Ijoma Mangold wuchs in Dossenheim bei Heidelberg als Sohn einer alleinerziehenden Mutter auf. Sein Vater, der aus Nigeria stammt, ging dorthin zurück, als sein Sohn neun Monate alt war. Zuvor hatte er Medizin in Heidelberg studiert. Hinterlassen hat er seinem Sohn lediglich „sein Aussehen und den seltsamen Vornamen“, so erzählt Mangold. Damit gemeint sind seine dunkle Hautfarbe und die wuscheligen schwarzen Locken auf seinem Kopf. Mangold berichtet mit ruhiger, dennoch eifriger Stimme von seinen Kindheitstagen. Er sei behütet aufgewachsen, in einem Umfeld, wie es gewöhnlicher kaum hätte sein können. Seine Kindheit sei eine Glückliche gewesen, mit Vorurteilen oder Rassismus habe er sich nie konfrontiert gesehen, im Gegenteil, die meisten Leute seien gerade von seiner Frisur und seinem Hintergrund stets fasziniert und begeistert gewesen. Dennoch habe er sich immer anders gefühlt als der Rest seines Umfelds. In seinem Buch erzählt Mangold diverse Anekdoten aus seiner Kindheit und Jugend, aber auch aus seinem späteren Leben. Der Titel sei eine Anspielung auf eine hölzerne Krokodilfigur, die im Haus der Mangolds als eine Art Relikt an den nigerianischen Vater erinnern soll.

Er selbst habe während des Schreibprozesses vieles über die Fähigkeit des Erinnerns gelernt. Gerade für das erste Kapitel musste sich der Autor in seine früheste Kindheit zurückdenken. Erinnerung müsse aktiviert werden, sie sei nicht wie ein Bücherregal, aus dem man zu jedem Zeitpunkt beliebig alles herausziehen kann. Für dieses Aktivieren gebe es laut Mangold nichts Besseres als das Schreiben. „Ich hatte das Gefühl, mein Leben kehrt zurück“, berichtet er.

> „Erinnerung ist nicht wie ein Bücherregal“

Doch Mangold wollte aus seinem Buch auf keinen Fall eine Psychoanalyse werden lassen, es ginge ihm nicht darum, sich etwas von der Seele zu reden, betont er in seiner Lesung. Vielmehr sei sein Ziel gewesen, etwas Erzählendes zu schreiben, ein Epos über die verschiedenen Abschnitte seines Lebens. Seinen Vater lernte Ijoma Mangold erst mit 22 Jahren kennen. Nach anfänglichem Widerwillen habe er den von seinem Vater ausgehenden Kontakt angenommen. Wie sich herausstellte, hatte der Arzt große Pläne für seinen Sohn: Er solle in Nigeria sein Nachfolger als Chef eines großen Krankenhauses werden. Dass er diesem Wunsch nicht folgte, habe sein Vater wohl nie richtig nachvollziehen können, erzählt Mangold, dennoch hätten die beiden ein gutes Verhältnis entwickelt. Mangold beendete sein Studium der Literaturwissenschaft in München, arbeitete unter anderem für die Süddeutsche Zeitung und ist heute Literaturkritiker und stellvertretender Leiter des Feuilletons der Wochenzeitung die *ZEIT*. Was er an seiner Studentenzeit vermisse? „Ich kann nicht mehr so viel rauchen und trinken wie früher“, lacht er. Das typische Studentenleben habe sich mit einem schmalen Geldbeutel in München allerdings nicht ganz so gut realisieren lassen. Das sei in Berlin, wo der Autor später hinzog und auch heute noch lebt, einfacher gewesen. Zur Stadt Heidelberg, die Mangold zum Studieren verließ, habe er noch immer ein sehr inniges und wehmütiges Verhältnis. Seit 2010 seine Mutter verstorben ist, komme er immer wieder in die Stadt zurück, erzählt er. Neben seiner Arbeit, für die er jede Woche neue Bücher rezensiert, hat er sich nun für sein Buch zum ersten Mal in die Rolle des Autors begeben.

Nachdem Mangold Einblicke in einige Kapitel gegeben hatte, beantwortete er Fragen vonseiten des Publikums. Besonders zu seinem Familienhintergrund und zum Thema Rassismus gab es davon einige. Manchen Lesern ist Mangold zu unkritisch gegenüber Vorurteilen und verpasse damit die Möglichkeit, die gesellschaftliche Situation kontrovers zu diskutieren. „Ich habe Deutschland nie als rassistisch wahrgenommen“, sagt Mangold. Seine Perspektive sei somit keine, die eine große Diskussion auslösen solle.

In Bezug auf die Politik bezeichnet sich der Autor als ein leidenschaftlicher Pluralist. Mit Rechten reden? „Ja!“, ist Mangolds klare Antwort auf diese Frage, denn kein Thema dürfe totgeschwiegen werden. In der Politik gibt es ihm zufolge keine eindeutig gute und böse Seite. Der Dialog sei gerade deshalb von größter Bedeutung. Als Autor und Journalist möchte Mangold jedoch politisch lieber in der Beobachterposition bleiben.

„Die, die für eine Sache kämpfen, sind selten die, die sie am besten beschreiben“, sagt er. Eine spannende Lesung mit Ijoma Mangold endete im Karlstorbahnhof nach zwei Stunden voller Humor, literarischer Vielfalt und angeregtem Dialog. **(par)**



Foto: Querfeldein e.V./ Fanny Spiegelhalter

Im Karlstorbahnhof wurde angeregt diskutiert

Flimmernde Farben

Imaginäres im Kurpfälzischen Museum

Das Imaginäre in der Kunst? Was soll das, denke ich mir, als ich zum ersten Mal das fette Werbeplakat für die neue Sonderausstellung „Unwirklichkeiten“ des Kurpfälzischen Museums sehe. Schließlich ist es der Sinn der Kunst, nicht nur abzubilden, sondern auch anzuregen. Irgendetwas kann man sich immer dazufantasieren, egal ob Kriegsdarstellung in der Neuen Sachlichkeit oder niederländische Landschaftsmalerei. Eine Ausstellung, die sich dem nicht Dargestellten, dem Empfundenen und Emotionalen eines Kunstwerkes widmet, könnte sich also genauso gut einfach jedem Kunstwerk der Welt widmen. So denkt zumindest mein arrogantes pseudointellektuelles „Kunstkritik ist super einfach“-Ich, das dann aber dennoch beschließt, die Ausstellung wenigstens einmal anzuschauen. Immerhin sind Picasso, Caspar David Friedrich, Kirchner, Goya und all die anderen großen Namen, die dort im Museum hängen, ein guter Grund, sich einmal ganz bildungsbürgerlich zu fühlen.

In der Ausstellung ist dann alles anders. Ich wende mich nach rechts. Ich sehe Lovis Corinths „Walchensee mit Abhang des Jochberges“, eine Landschaftsdarstellung. Die Farben flimmern. Ich glaube, in das Bild hinein greifen zu können. Ich trete einen Schritt vor, ich trete einen Schritt zurück, die Landschaft scheint mich anzuspringen, direkt aus der Bildmitte heraus. Da ist es, das Unwirkliche, das mich auf meinem Gang durch die Ausstellung von der Seite überrascht hat, mit ein paar flimmernden Farben. Nun verstehe ich, noch benebelt, was Corinth meinte, als er in sein Tagebuch schrieb: „Die wahre Kunst ist Unwirklichkeit üben. Das Höchste!“

Während man durch die Ausstellung wandelt, wird klar: Hier geht es um die Kunst, in der das Unwirkliche, die beim Betrachter ausgelösten Emotionen nicht mehr nur schmückendes Beiwerk einer Wirklichkeitsabbildung sind. Die Emotionen werden zum Zweck der Kunst. Und natürlich ist es da sinnvoll, den Anfang des Imaginären in der Romantik zu setzen, die den Mondschein und die Mystik für sich entdeckt hat. Gerade diese Romantik bietet Einladung, den direkten Heidelberg-Bezug herzustellen, die von den Kuratoren der Ausstellung dankbar angenommen wurde.

So bewegt man sich also zwischen Georg August Wallis' Darstellung des Heidelberger Schlosses und italienischer Landschaften hin und her, zwischen E.T.A.-Hoffmann-Ausgaben und Edvard Munchs Stimmungsskizzen, kann sich vor Ort wiederfinden und in ganz ferne künstlerische Welten reisen. Abwechslung macht den großen Reiz dieser Ausstellung aus: Egal ob thematisch oder zeitlich, sobald man einen Schritt weiter geht wartet ein ganz anderer künstlerischer Ansatz, den es zu entdecken gilt. Wer keine in das Unwirkliche verliebten Expressionisten mag, kommt in der Ausstellung dann eben doch auf seine Kosten. Dafür sorgt eine unglaubliche Vielfalt an hochkarätiger Kunst, die einen Querschnitt durch fast alles, was inhaltlich oder stilistisch möglich ist, bietet. Dass man bei dabei trotzdem nicht in jeder Kunst, die jemals produziert wurde, verloren geht, so wie ich es anfangs befürchtete, liegt vor allem an der zwar sehr dichten, aber konzeptionell ausgewogenen Hängung.



Foto:Succession Picasso/VG Bild-Kunst, Bonn 2018, Foto: Peter Falk, Schwäbisch Hall

Picassos „Homme à l'épée“

Immer ist ein inhaltlicher roter Faden erkennbar, der insbesondere thematisch Sinn ergibt: Käthe Kollwitz und Ernst Barlach mit ihrer jeweiligen Interpretation eines Todes gegenüberzustellen, sorgt dafür, dass ein Zuschauer sich inhaltlich nicht verirren kann. Wenn, dann verirrt man sich nur in den flimmernden Farben, im Unwirklichen – welches hier, anders als ich zunächst dachte, absolut berechtigt zum Thema einer Ausstellung gemacht wurde. **(luh)**

Die Ausstellung „Unwirklichkeiten“ kann noch bis zum 17. Februar im Kurpfälzischen Museum besichtigt werden.

ruprechts Plattenkiste

2 B Gentle: Christmasparty

Free Trap Beats, DJ Shake: Trap Christmas (Vol. 1)

Bandigo YGNE: Dingo Christmas Season

Alle Kinder lieben Weihnachten. Es gibt Geschenke und viele Leckereien. 2 B Gentle wurden dagegen an Weihnachten immer mit dem Gürtel verprügelt. Jetzt wollen sie auch allen anderen Menschen das Fest versauen. Jeder hat eine Person im Freundeskreis, die niemals anfangen sollte zu rappen. 2 B Gentle sind zwei dieser Personen, die ein ganzes Album aufgenommen haben.



Foto: MusiKreAktiv - Records

Auf simpelsten Hiphop- und Funkbeats findet sich ein wahres Wunderwerk der Peinlichkeit. Durch die beschissene Technik kommen die Haus-Maus-Klaus-Reime besonders gut zur Geltung. **(pmu)**



Foto: Street Pine Music

Als DJ Shake nach dem zehnten Glühwein auf seinem Keyboard abrutscht und Trapbeats mit Weihnachtsklassikern kreuzt, entsteht ein musikalischer Supermutant. Während manch einer noch über die moralischen Implikationen des enstandenen Lebens rätselt, entfaltet das schon mal sein ganzes explosives Potential.

„All I want for Christmas is you” kombiniert mit Sick-Drops führt zu unkontrollierter Ekstase. Mittlerweile schallt Christmas-Trap aus den Lautsprechern aller angesagten Saunaclubs der Welt. Wenn man an Weihnachten die Ohren spitzt, kann man hören, wie der Bass vom Schlitten dröhnt. **(pmu)**

Da Lil Pump beschäftigt ist, die Seife im Knast zu umklammern, ist der Himmel frei für einen neuen Stern. Bandigo YGNE veröffentlicht als erster ein Weihnachtsalbum mit einem hässlichen Cover, und deswegen gehört ihm nach Cloud-Rap-Ehrenkodex der Thron. Nach einer tiefen Nase Schnee wird kurzerhand der Weihnachtsmann ermordet und aus dessen Schlitten mit der AK geballert.

Was mit den Rentieren passiert ist, weiß keiner genau. Wahrscheinlich hat Dingo sie gekillt oder Sex mit ihnen. Frohe Weihnachten und einen guten Rutsch. **(pmu)**



Foto: YGNE

Ansichten einer Generation

Die Tanzsparte des Theater Heidelberg hat ein neues Ensemble und eine neue künstlerische Leitung. Mit „Impression“ feierte am 7. Dezember ihr erstes Stück Premiere



Foto: Jacqueline Trapp, Arno Brys, Andrea Muelas Blanco, Marc Galvez, Leon Poulton, Kuan-Ying Su, Axier Iriarte, Fotograf: Alwin Poiana

Das DTH beschaftigt sich in „Impression“ mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Millenials

Zeitdiagnosen sind beliebt. „Millenials“ lautet das Etikett, mit dem sich die Generation der zwischen 1980 und 2000 Geborenen versehen sieht. Nachgesagt wird ihr nicht zuletzt das Bedürfnis nach einer sinnerfüllten Arbeit, die Fokussierung auf das eigene Ich, überwiegende Politikverdrossenheit und eine selbstverständlich gewordenen Mobilität und Sprunghaftigkeit. Zeichnet das die Welt, in der die Millenials leben? Wurden wir denn eigentlich gefragt?

Der Choreograph Iván Pérez fühlt sich gefragt. „Impression“, seine erste Kreation für das Theater Heidelberg, beschäftigt sich mit den verschiedenen Blickpunkten, die gegenüber dieser Generation eingenommen werden können – jenseits der vermittelten Stereotype. Denn zumindest möglich wäre es doch, würde sich die Sprache zeitweise gar nicht als das geeignetste Mittel erweisen, zu dieser Thematik eine erhellende Sichtweise aufzuzeigen. Vielleicht ist es vielmehr der Tanz, als ein genuin kommunikatives Medium jenseits der Sprachlichkeit, der in der Lage ist, unsere sozialen Strukturen offen zu legen.

Ein Millenial, das ist auch Iván Pérez selbst, der die seiner Generation nachgesagte internationale Mobilität nun erst einmal an den Nagel gehängt hat, um ab der Spielzeit 2018/19 die künstlerische Leitung des neu gegründeten Dance Theatre Heidelberg (DTH) am Theater Heidelberg zu übernehmen. Gemeinsam mit einem frisch zusammengesetzten Ensemble tritt er die Nachfolge der Dance Company Nanine Linning an, und damit die Aufgabe, das Heidelberger Publikum auch weiterhin für zeitgenössischen Tanz zu begeistern.

> Wer zeichnet die Welt, in der die Millenials leben?

„Auch wenn es altmodisch klingt, ich finde es spannend, als Choreograph eine langfristige Beziehung mit dem Publikum eingehen zu können“, antwortet Pérez auf die Frage, was ihn ausgerechnet an einer festen Stelle in der Tanzsparte des Theaters Heidelberg reizt. Zudem sei es herausfordernd und interessant zugleich, ein Ensemble zusammen wachsen zu sehen und es über einen längeren Zeitraum zu halten. Die Dance Company Nanine Linning hatte sich über die letzten sechs Jahre eine intensive Beziehung zu ihrem Publikum erarbeitet. Der überwältigende Applaus nach der Premiere von „Impression“ lässt vermuten, dass Pérez ein ähnliches Kunststück gelingen könnte.

Das Heidelberger Tanzpublikum zeichnet sich nun erfahrungsgemäß nicht gerade durch seinen niedrigen Altersdurchschnitt aus, und so gestaltet sich die Thematik des Stückes „Impression“ als eine einfallsreiche Geste, in einen generationsübergreifenden Dialog einzusteigen: Sind wir so geworden, wie unsere Eltern das erwartet haben? Wie sehr trennt uns der immense technologische Fortschritt von ihrer Generation? „Mit diesem Stück bot sich mir auch die Möglichkeit, die Science-Fiction-Vorstellungen der Achtziger Jahre mit der Wirklichkeit zu kontrastieren, die wir heute erleben, und so eine Art retrospektive Reflektion zu erhalten“, erklärt Pérez.

> „‚Impression‘ ist ein künstlerischer Kommentar“

So steht das DTH auch für den Versuch, nicht nur ein Theater von Millenials, sondern ein Stück weit auch für Millenials zu werden. Gerade die Studentenschaft bildet oftmals ein Milieu für sich – wie wäre es da, diesen in sich abgeschlossenen Raum durch eine Performance der Tänzer des DTH für sich einzunehmen? Iván Pérez zeigt sich nicht abgeneigt. Zuerst einmal ist jedoch vor allem das vielfältige Rahmenprogramm dazu gedacht, die (nicht nur) jungen Leute anzulocken. Es reicht von Filmvorführungen im „Gloria“ über Workshops und offene Proben bis zu einer Gesprächsreihe namens „Einblicke“, in der die interdisziplinären Einflüsse auf das künstlerische Schaffen des DTH sichtbar gemacht werden sollen. So erhält Mitte Februar der Soziologe Bogomir Doringer die Möglichkeit, in diesem Rahmen über das Verhältnis von Tanz und gesellschaftlichen Strukturen zu sprechen – beispielhaft am Phänomen des „Clubbing“, also dem freien Tanzen in Nachtclubs.

Was ist Tanz? Und hat dieser das Potential, soziale Strukturen nicht nur sichtbar zu machen, sondern auch zu verändern? Diesen Fragen geht nicht nur die Gesprächsreihe „Einblicke“, sondern auch Iván Pérez in seinen Werken immer wieder auf den Grund. In diesem Zusammenhang greift „Impression“ die Aspekte der vielschichtigen Beziehungen zwischen den Generationen und ihrer unterschiedlichen Wirkungsweisen auf die Welt auf.

Das Stück steht nicht nur im steten Dialog mit dem Publikum, es ist auch im Dialog mit den Tänzern und dem künstlerischen Team entstanden – ganz so, wie es für die Millenials typisch ist: flache Hierarchien und ein Fokus auf Kommunikation. So vermitteln auch die begleitende Musik und das Bühnenbild eine Idee davon, was ihre jeweiligen Schöpfer mit der Millennium-Generation assoziieren. Sowohl die Mitwirkenden als auch das Publikum werden also aufgefordert, ihre eigenen Antworten zu finden und die im Stück schemenhaft vorgestellten Lösungen zu hinterfragen. „‚Impression‘ ist nicht als Dokumentation, sondern mehr als ein künstlerischer Kommentar zu verstehen“, erläutert Tanzdramaturgin Jenny Mahla.

Ein Kommentar, der einer identitässuchenden Generation die Möglichkeit gibt, innezuhalten, Resonanz im Tanz zu erleben und sich dann erneut zu fragen: Was macht mich eigentlich aus? **(vgl)**

„Impression“, Uraufführung von Iván Pérez, Premiere am 07.12.18.

Unbesinnlich

Wer bringt an Weihnachten die Geschenke?

Christkind *Weihnachtsmann*

Warum freut man sich eigentlich auf Weihnachten? Das liegt nicht etwa an den Geschenken oder daran, dass man endlich mal wieder viel Zeit mit der Familie verbringen darf. Es liegt auch nicht am guten Essen, das man tagelang in sich hineinstopft. Man freut sich auf Weihnachten, weil Weihnachten vor allem eines ist: eine wohlig schöne Kindheitserinnerung. Es ist dieser geheimnisvolle Zauber, der die letzten Tage des Jahres umweht und den wir uns auf die eine oder andere Weise alle herbeisehnen. Doch so sehr wir auch wollen, es gelingt uns nicht, weil dieses schöne Gefühl nur noch eine vage Erinnerung ist, eine Erinnerung aus unserer Kindheit. Wenn es aber eine Figur gibt, die diese wahre Weihnachtsstimmung perfekt einfangen kann, weil sie einfach die Personifikation eben jenes Geheimnisvollen darstellt, dann ist es das Christkind.

Wir leben in einer Zeit, in der Weihnachten vor allem noch ein Konsumrausch ist, eine hektische Zeit, der alles Übernatürliche ganz selbstverständlich abhandengekommen ist. Das Christkind hingegen steht für das Stille und Besinnliche, nach dem sich alle am Ende doch irgendwie sehnen. Es ist das letzte Irrationale in einer durchrationalisierten Welt. Es kommt aus einer Zeit, als Weihnachten doch noch einen höheren Sinn hatte. Genau das schafft der Weihnachtsmann nicht, weil er längst zum Sinnbild des Konsums geworden ist. Das Christkind, das droben aus dem Himmelstor auf uns herabblickt, lässt Weihnachten seine wohlig unschuldige Kindlichkeit. Man mag das kitschig nennen. Doch wer das sagt, der sollte sich die Coca-Cola-Weihnachtswerbung ansehen, oder nach Rovaniemi in Finnland fahren, ins „Weihnachtsmanndorf“. Zu besichtigen gibt es dort einen pausbäckigen Werbeträger.



Zeichnung: acm

Aber welches Gesicht hat eigentlich das Christkind? Keines, außer dem, das die kindliche Phantasie ihm verleiht.

Von Cornelius Goop

Er hat den Style, die teuersten Geschenke und den schärfsten Schlitten – der Weihnachtmann weiß eben, wie man ankommt.

Der allseits geliebte Star überzeugte nicht zuletzt die Filmindustrie und staubte Rollen in „Polarexpress“, „Weihnachtsmann und Co. KG“ und „Narnia“ ab. Zahlreiche Nachahmer kopieren jährlich sein Erscheinungsbild, um auf Weihnachtsmärkten einen Teil der Begeisterung zu erhaschen, die dem Weihnachtsmann von Kindern entgegengebracht wird. Doch nicht sein Ruhm ist der Grund dafür, dass der Weihnachtsmann einmal im Jahr abhebt – es ist seine Mission, die Welt in nur einer Nacht mit Geschenken zu erfreuen. Kein Wunder, dass er mit dieser selbstlosen Erscheinung das heilige Christkind in den Schatten stellt. Christ-wer? Selbst Anhänger dieser Erfindung Luthers sind sich nicht sicher, ob es sich beim Christkind um das Jesuskind handeln soll oder doch eher um eine engelsgleiche Erscheinung. Wer dennoch behauptet, das Christkind könne dem Weihnachtsmann das Wasser reichen, entlockt den wahren Kennern nur ein müdes „Hohoho“. Die Anfrage, sich beim König der Rauschebärte persönlich zu beschweren wird vertagt, bis beim Christkind zumindest die ersten Stoppeln um den Mund erkennbar sind. Aber Kopf hoch, kleines Christkind. Wenn auf deiner Wunschliste steht, zum Weihnachtsteam zu gehören, freuen sich die Wichtel am Nordpol über tatkräftige Unterstützung durch Praktikanten!

Um den Laden zu schmeißen, sollte man allerdings zumindest den Schlittenführerschein besitzen, stark genug sein, um Kinder auf den Schoß zu nehmen und genügend Platz im Bauch für mindestens ein Plätzchen pro Weltbürger haben. Am Ende behält der Weihnachtsmann eben doch die Zügel in der Hand. Darum sei an dieser Stelle jeder gewarnt, der nicht an ihn glaubt: Er weiß, wo du wohnst.

Von Sophie Imhoff

ANZEIGE



Die Rückkehr der Angst

Jair Bolsonaro wird der nächste Präsident Brasiliens. Minderheiten fürchten um ihre Zukunft



Foto: CPERS Sindicato, https://www.flickr.com/photos/159643680@N04/31143891048/, CC-BY-SA 2.0

In Porto Alegre protestierten im September Tausende Brasilianer gegen den Präsidentschaftskandidaten

Im Oktober wählten 147 Millionen Wahlberechtigte einen neuen Präsidenten. Nach der ersten Wahlrunde am 7. Oktober kam es am 28. Oktober zur Stichwahl zwischen Fernando Haddad von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei PT und Jair Bolsonaro, der für die rechtskonservative populistische Partei PSL angetreten ist. Bolsonaro erreichte sowohl im ersten als auch im zweiten Wahldurchgang die Mehrheit, und wird am 1. Januar sein Amt als Präsident Brasiliens antreten.

Doch der zukünftige Präsident ist höchst umstritten. Internationale Aufmerksamkeit bekam er vor allem durch seine rassistischen, sexistischen, homophoben und generell menschenfeindlichen Aussagen, mit denen er regelmäßig provoziert. Bolsonaro hat sich mehrfach für das Foltern seiner politischen Gegner ausgesprochen, so auch 1999: „Ich bin für Folter. Und das Volk ist auch dafür“, und im Jahr darauf: „Ich verteidige Folter. Ein Drogendealer […] muss sofort auf die Papageienschaukel (Anm.: brasilianisches Folterinstrument, bei dem das Opfer kopfüber aufgehängt wird). In diesem Fall gäbe es keine Menschenrechte. Es gäbe Schläge und die Papageienschaukel. Der Täter muss gebrochen werden, damit er seinen Mund aufmacht.“

Besonders brisant ist, dass Bolsonaro offen die diktatorische Vergangenheit verteidigt: „Ich bin für die Militärdiktatur.“ Ab 1964 herrschte in Brasilien ein nationalistisches Militärregime, das durch einen von den USA gestützten Putsch an die Macht kam und prompt bürgerliche Freiheiten einschränkte. 1967 wurde von der Militärjunta eine neue Verfassung erlassen, Repressionen nahmen zu. Oppositionelle wurden entführt und gefoltert, oft auch ermordet. „Säuberungsaktionen“ standen an der Tagesordnung. 1985 wurden zum ersten Mal nach 21 Jahren freie Wahlen zugelassen, da Brasilien inmitten einer Wirtschaftskrise steckte und der Militärkader keinen Nachwuchs fand.

Keine Verbesserung

Aber auch nach der Demokratisierung steckt Brasiliens Politik in der Krise: 2016 wurde Präsidentin Dilma Rousseff des Amtes enthoben. Sie gehört, ebenso wie der inzwischen legendäre ehemalige Präsident Luiz Inácio „Lula“ da Silva, der Arbeiterpartei an. Nachdem er zwei Amtszeiten absolviert hatte und nicht mehr antreten durfte, empfahl er Rousseff als seine Nachfolgerin in der PT, und mit seiner Unterstützung gewann sie zwei Wahlen. Sowohl Lula als auch Rousseff waren in schwere Korruptionsskandale mit brasilianischen Ölkonzernen und Baufirmen verwickelt. Der Ruf der Arbeiterpartei leidet bis heute. Außerdem schaffte Rousseff es nicht, die wirtschaftlichen Erfolge ihres Vorgängers zu halten. Inflation und der Wertverlust der Währung Real drängte die ohnehin schon kleine Mittelschicht in die Armut.



Foto: Agência Brasil, https://www.flickr.com/photos/fotosagenciabrasil/30796778721/, CC-BY-2.0

Jair Bolsonaro wird am 1. Januar seine Amtszeit antreten

Im März 2016 stimmte die Opposition für ein Amtsenthebungsverfahren, das mit der Absetzung Rousseffs im August endete. Die ehemalige Präsidentin hat sich seitdem aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, Lula wurde wegen Korruption und Geldwäsche zu neuneinhalb Jahren Gefängnis verurteilt.

> „Ich bin für Folter. Ich bin für die Militärdiktatur“

Bolsonaro, der für Rousseffs Amtsenthebung stimmte, sagte: „Sie (die Linken) verloren 1964, und jetzt verlieren sie auch 2016 wieder. In Erinnerung an Oberst Carlos Alberto Brilhante Ustra, den Schrecken Dilma Rousseffs.“ Ustra war zu Zeit der Militärdiktatur der Chef der Geheimpolizei; unter seiner Führung starben 502 Menschen, noch mehr wurden gefoltert. Rousseff erlitt während der Diktatur als linke Oppositionelle schwere Folter. Für Bolsonaro, der für seine die Diktatur verherrlichenden Aussagen bekannt ist, sind die Toten unter Ustra einfach zu erklären: „Ein Polizist, der nicht tötet, ist kein Polizist.“

Kommunismus und Fake News

Auch jungen Brasilianern, die die Diktatur selber nicht erlebten, fallen die Ähnlichkeiten in der Rhetorik Bolsonaros zur Diktatur auf. So sagt der Jurastudent Henrique aus São Paulo, dass er eindeutige Parallelen zwischen dem Diskurs der Unterstützer und der Verbreitung von Fake News sieht: „Sowohl 1964 als auch 2018 gab es viele Nachrichten über eine neue ‚kommunistische Bedrohung‘ in unserem Land, was einfach nicht stimmt. Keine Partei ist kommunistisch, und Kommunismus stellte nie eine echte Bedrohung dar.“ Kommunisten sind also alle, die sich Bolsonaro entgegenstellen – er bezeichnete selbst die Vereinten Nationen als Kommunisten. Fake News wurden unter anderem über WhatsApp und Facebook verbreitet, tausende Bots bombardierten die Nutzer mit Lügen über die Arbeiterpartei. Diese Bots wurden von Unternehmern finanziert, die sich von Bolsonaro lockere Wirtschaftsregulationen erhofften.



Aber Bolsonaro ist nicht nur ein Verteidiger der Militärdiktatur, sondern hetzt auch gegen sämtliche marginalisierte Gruppen: Frauen, Schwarze, LGBT+ -Personen, Indigene, Arme – die Liste ist lang. Linken Aktivisten drohte er dieses Jahr sogar mit Säuberungen: „Wir werden sämtlichen Aktivismus in Brasilien beenden“ und „diese roten Gesetzlosen werden von unserem Vaterland verbannt werden. Es wird eine Säuberung, wie man sie in brasilianischer Geschichte noch nie gesehen hat.“ Über eine Abgeordnete des Parlamentes sagte er, dass sie es nicht einmal verdienen würde, von ihm vergewaltigt zu werden, da sie zu hässlich sei. Flüchtlinge aus Syrien, die nach Brasilien kommen, nannte er den „Abschaum der Welt“ und auch über die Bewohner traditioneller schwarzer Siedlungen äußerte er sich abschätzig: „Sie tun nichts. Ich glaube, sie taugen noch nicht einmal zur Fortpflanzung.“ Dies sind nur einige Gründe, weshalb Bolsonaro für viele unwählbar war, die Forderung „Ele não“ (er nicht) ging als Hashtag um die Welt. Der Student Raini aus Rio de Janeiro fragt sich: „Wie sind wir an diesem Punkt angekommen? Wie konnten wir einen offen homophoben, rassistischen, frauenfeindlichen Faschisten zum Präsidenten wählen?“

> Die Mittelschicht wird in die Armut zurückgedrängt

Für viele Brasilianer bringt die Wahl Bolsonaros konkrete Furcht. Henrique ist schwul und hat inzwischen Angst, seinen Freund auf der Straße zu küssen oder auch nur mit einem Regenbogenbutton herumzulaufen. „Als schwuler Mann fühle ich mich auch persönlich bedroht. Es ist fast so, als würde es nicht nur um rechte und linke Parteien gehen, sondern wirklich um den Konflikt zwischen Demokratie und einer offen autoritären Regierung.“ Seine Angst ist berechtigt: Bolsonaro steht zu Gewalt gegen die LGBT+ -Community, in einem Interview sagt er: „Wenn ich zwei Männer, die sich küssen auf der Straße sehe, dann werde ich sie schlagen.“ 2017 wurden 447 LGBT-Personen in Brasilien ermordet, 30 Prozent mehr als noch 2016.

Gabriela ist lesbisch. Mit ihrer Familie hat sie seit der Wahl Bolsonaros den Kontakt abgebrochen. Ihre Verwandte, die Bolsonaro unterstützen, bedrohten sie, sagten ihr, dass „die Dinge nach der Wahl anders laufen würden“, nannten sie eine dumme Kommunistin, und schickten ihr ein Video, in dem zwei schwule Männer erschossen werden. Einer der Mörder schreit am Ende des Videos „Bolsonaro!“ Dass sie den Kontakt abgebrochen hat, bereut sie nicht. Auch sie hält auf offener Straße nicht mehr Händchen mit ihrer Freundin.

Geteiltes Land

Bolsonaro polarisiert auch an den Universitäten: „Wir können nicht mehr über Politik reden. Bolsonaro ist noch gar nicht Präsident, aber seine Unterstützer haben ihre Repressionen schon begonnen.

Wir haben Angst vor der Zukunft“, so Raini. Victor ist vor allem mit der medizinischen Fakultät seiner Universität frustriert: „Die meisten Professoren wählten Bolsonaro, und denken, dass unsere Menschenrechtsagenda nur so eine „Kommunistensache“ ist. Die Professoren sind Ärzte. Menschen, die sich um andere kümmern sollen, besonders um Arme, um Menschen.“

An brasilianischen Universitäten gibt es die sogenannte „Affirmative Action“: Für Schüler, die aus unterprivilegierten Familien stammen und auf armen, öffentlichen Schulen waren, ist an Universitäten eine gewisse Anzahl an Plätzen reserviert, um durch Bildung die starke Schere zwischen Arm und Reich zu verkleinern. Die Anzahl an Plätzen ist dabei an den Prozentsatz der jeweiligen Minderheit im Bundestaat geknüpft. „Affirmative Action gab vielen armen Studenten die Möglichkeit, ihren Traum vom Studium an einer guten Uni zu verwirklichen, und eine gute Bildung zu erhalten,“ so Fernanda aus Rio. Sie befürchtet auch eine schleichende Militarisierung von Bildungsinstituten. So soll militärische Disziplin Einzug in den Schulalltag erhalten.

Raini ist indigener Abstammung und studiert Biologie. Er macht sich besonders um die Umwelt Sorgen, denn Bolsonaro als extrem Neoliberaler ist dezidiert gegen jeden Umweltschutz. „Er will Nationalparks auflösen und Institutionen, die sich den Naturschutz auf die Fahne geschrieben haben, auflösen. Der Amazonas ist bedroht, und Umweltschutz ist offensichtlich nicht Bolsonaros Plan, da das gegen die wirtschaftliche Nutzung des Regenwaldes geht“, so Raini.

Victor fasst die aktuelle Lage zusammen: “Wir hatten noch nie so viele Fake News, so autoritäre und faschistische Reden, Aggressionen, Vorurteile, Ignoranz und Gewalt generell, seit wir vor über 30 Jahren zur Demokratie wurden. Ich hoffe, dass alle meine Ängste unberechtigt sind, und es keine zweite Militärdiktatur geben wird. Ich hoffe, dass wir überleben.“ **(hst)**

Politische Hintergründe:

Wer ist momentan Präsident?
Nach der Suspendierung und Amtsenthebung Rousseffs übernahm der liberal-konservative Vizepräsident Michel Temer die Regierungsgeschäfte. Diese Amtsübernahme wird von linken Brasilianern auch „der Coup“ genannt.

Was steckt hinter den Korruptionsvorwürfen?
In der „Operation Lava Jato“ wurden Aufträge für den staatlichen Ölkonzern Petrobras von privaten Baufirmen zu deutlich erhöhten Preisen durchgeführt. Die Mehreinnahmen von insgesamt zwei Milliarden Dollar steckten ranghohe Politiker in die eigene Tasche. Auch Lula und Rousseff sind beschuldigt, sich bereichert zu haben.

Welche Aufarbeitung der Diktatur gab es?
1979 beschloss die Regierung ein Amnestiegesetz, aufgrund dessen keiner der Täter verurteilt werden konnte. Erst 2009 gründete Lula die Nationale Wahrheitskommission, deren Ziel die Aufklärung der Diktatur ist. In einem Bericht von 2014 veröffentlichte sie die Namen von 377 Personen, die an Verbrechen beteiligt waren. Um die 100 noch lebenden strafrechtlich verfolgen zu können, müsste aber das Amnestiegesetz abgeschafft werden. Eine gesellschaftliche Aufarbeitung fand nicht statt.

Wie kam Bolsonaro in die Politik?
Nach seinem Schulabschluss verpflichtete Bolsonaro sich zum Militärdienst, 1977 schloss er die Militärakademie ab und war danach als Fallschirmjäger aktiv. Bereits in den frühen Jahren der Demokratie wurde er durch Interviews in der Zeitung Veja zum Liebling der rechten Hardliner. 1991 wurde er ins Parlament des Bundesstaates Rio de Janeiro gewählt. In seinen 27 Jahren im Parlament brachte er 171 Gesetzentwürfe ein, von denen nur zwei angenommen wurden. **(hst)**


Foto: Darwinek (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Flag_map_of_Colombia.svg), „Flag map of Colombia", https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode

Gastbeiträge aus aller Welt



Bildungskampf

„No hay presupuesto para la educación!" – Kolumbiens Studierende fordern mehr Geld für öffentliche Universitäten

Ein Artikel von Mitgliedern der Studierendenversammlung der philosophischen Fakultät der Universidad de Antioquia in Medellín. Übersetzt von Henrik Bünemann, Student in Mannheim und derzeit im Auslandssemester in Kolumbien.

Seit drei Monaten gehen die Studierenden der öffentlichen Universitäten Kolumbiens nun auf die Straße, vereint in einem gemeinsamen Schrei: „No hay presupuesto para la educación!" – „Es gibt kein Budget für Bildung!" Die Unterfinanzierung öffentlicher Hochschulbildung wird immer dramatischer, doch die Regierung sieht keine zusätzlichen Mittel für diese vor. Angesichts dieser unhaltbaren Situation haben sich die Studierenden organisiert. Um ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen, haben sie die Straßen und den öffentlichen Raum eingenommen. Es ist ein Moment, in dem ein Geist des Widerstands gegen die bestehenden Machtverhältnisse in Kolumbien zurückkehrt.

Öffentliche Bildung ist in Kolumbien bereits seit der Schaffung des Gesetzes 30 (Ley 30) von 1992 unterfinanziert. Mit dem vermeintlichen Ziel der „Demokratisierung" der Bildung hat das zugrundeliegende Modell zu einem Bruch zwischen dem Staat und den Universitäten geführt. Gekennzeichnet wird dieser durch staatliche Deregulierung. So ist ein Hohlraum im Bildungssystem entstanden, zurückgelassen von einem durch Klientelismus geschwächten Staat und Institutionen, die missionarisch die Anpassung der Bildung an eine Marktlogik des Angebots und der Nachfrage betonen. Eine Bildung, die den sozialen und kulturellen Bedürfnissen der Gesellschaft kaum gerecht wird. Unter diesem System wurde die Universitätsautonomie als Autonomie der Finanzierung verstanden, also als Fähigkeit, eigene Ressourcen zu generieren. Diese Arbeit im Interesse des Finanzkapitals führt zum Identitätsverlust der Universitäten. Sie steht im Gegensatz zur Erweiterung von Diskussionsräumen und verhindert es, Wissen wieder in seiner ursprünglich freien, gemeinschaftlichen Form zu produzieren. Zudem entstand mit dem Gesetz das Problem der universitären Akkreditierung. Da diese freiwillig ist, müssen die Universitäten eigene Mittel einsetzen, um die Standards des Bildungsministeriums einzuhalten. Die Verwaltung des ohnehin knappen Budgets wird so noch weiter erschwert.

> Die gesamte Bevölkerung ist betroffen

Zudem steht die Einhaltung der Standards im Konflikt mit der Unabhängigkeit der Lehrstühle, da für diese bestimmte Inhalte gestrichen werden müssen. Das Problem der Hochschulbildung Kolumbiens, die zu geringe Abdeckung der größten Teile der Gesellschaft, gerade der „Clases Populares" (wie „Arbeitendenklasse", umfasst aber auch Bauern und Bäuerinnen und andere marginalisierte Gruppen), sollte durch das Ley 30 gelöst werden. Dafür sollte das Angebot erweitert werden. Diese Erweiterung hat jedoch nicht die öffentliche, sondern vor allem die private Universität gefördert und begünstigt. Während sich heute immer mehr junge Menschen an Hochschulen einschreiben wollen, wird die Zugangsquote immer knapper.

Die Struktur des Gesetzes hat die steigenden Betriebskosten der Universitäten nicht einkalkuliert. Dadurch haben sich die jährlichen Defizite der staatlichen Universitäten immer weiter angehäuft. Die kumulierten Defizite, die zu Beginn der studentischen Mobilisierung der 32 staatlichen Universitäten des Landes rund 486 Millionen Euro ausmachten, steigen Jahr für Jahr an. Ein Wille der Regierung, zur Tilgung dieser beizutragen, ist nicht zu erkennen. Dahinter befindet sich die Logik eines Staates, welcher nicht willens oder in der Lage ist, gegen Ungerechtigkeiten vorzugehen. Unter dieser steht auch die parallel geplante Steuerreform der aktuellen Regierung, die unter anderem vorsieht, Grundnahrungsmittel für alle Kolumbianer*innen höher zu besteuern. Diese war Mitauslöser für die Mobilisierung der Professoren und Professorinnen- und Mitarbeitenden der Universitäten, die gemeinsam mit dem Studierendenstreik begann. Dieser hat dazu beigetragen, dass die Bewegung in den letzten Tagen zu einem Bürgerstreik angewachsen ist. Hier zeigt sich, dass die Studierendenbewegung auch mit anderen bedeutenden Problemen in Zusammenhang steht, von denen die gesamte Bevölkerung betroffen ist. Für die Umsetzung ihres Kampfes haben die Studierenden sich innerhalb der UNEES (Unión Nacional de Estudiantes de Educación Superior) organisiert. Dies ist eine breite Plattform, die sich von den institutionalisierten Formen der studentischen Organisation verabschiedet hat und stattdessen durch Versammlungen die direkte Beteiligung der gesamten Studierendenschaft anstrebt. Bei ihren Treffen werden Vorschläge ausgearbeitet, die sich mit den nationalen Bedürfnissen der Hochschulbildung und ihrer Umsetzung befassen. Basierend auf dem Konsens der einzelnen Versammlungen werden dann gemeinsame Forderungen formuliert, die weitgreifend Anklang finden.



Foto: anonym

Demonstarierende am 10. Oktober auf den Straßen Medellíns

> „Mangelnde Finanzierung stellt lokal und global eine große Bedrohung dar"

Der Protest der Studierenden durch Demonstrationen, Versammlungen und Sitzstreiks wird zahlreich unterstützt. Aufgrund der resultierenden Befürchtungen der Regierung werden diese Aktionen massiv unterdrückt. Um die Stimme der Studierenden verstummen zu lassen, verletzen Polizei und ihre Deeskalations-Trupps wiederholt Menschenrechte. Doch der Protest bleibt trotzdessen bestehen und stellt weiterhin seine Forderungen an den Staat, welcher den Dialog mit der UNEES bisher verweigert hat. Der Kampf der studentischen Bewegung in Kolumbien zeichnet sich durch die Konfrontation mit Macht und Herrschaft aus. Er bildet einen Widerstand gegen den Neoliberalismus und seine Folgen für das Bildungssystem. Diese zeigen sich in der zunehmenden Unterwerfung der universitären Arbeit zugunsten privater Interessen mit produktionsorientierten Prinzipien. Die neoliberale Politik, die sich an einem weltweit implementierten Entwicklungsmodell orientiert, und die dadurch mangelnde Finanzierung stellt sowohl lokal als auch global eine große Bedrohung dar. Im Widerstand gegen diese vereinen sich die Kämpfe der Studierenden mit denen anderer sozialer Bewegungen in Kolumbien. Gemeinsam werden sie weiterkämpfen.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.
V.i.S.d.P.: Eduard Ebert
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0
E-Mail: post@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD
Redaktion: Alexandra Koball (xko), Alina Jacobs (asj), Anaïs Kaluza (acm), Eduard Ebert (eeb), Esther Megbel (bel), Elif Dabazoglu (eli), Cornelius Goop (goc), Hannah Steckelberg (hst), Jesper Klein (jkl), Julia Edelmann (jul), Lukas Jung (lkj), Maren Kaps (mak), Matthias Luxenburger (mal), Nele Bianga (nbi), Selina Demtröder (dem), Steffi Haas (sth), Susanne Ibing (ibi), Svenja Rogg (slr), Tillmann Heise (the)
Freie Mitarbeiter: Céline Jacamon (cja), Jean-Claude Jenowein (jcj), Lukas Schwaab (lsw), Martin Herrmann (mah), Niklas Hauck (nhh), Pauline Roßbach (par), Patrick Müller (pmu), Valerie Gleisner (vgl)
Redaktionsschluss für die Ausgabe 178: Januar 2019

Personals

bel: Unten ist alles, was nicht oben ist.
the: Lass dir mal eine schöne Hure zeigen.
hst: Ich will wirklich, dass wir ein total dummes Wortspiel machen.
bel: Meine liebste Rachefantasie ist immer noch ein Drohfisch.
eeb: Wenn ich Weihnachtsengel lese, muss ich kotzen.
hst: Was ist eigentlich der Unterschied zwischen RNV und VRN?
lkj: Das ist eine Frage, die man einfach nicht stellen sollte.

Spieglein, Spieglein…

Andere Länder, andere Ideale: Ein kleiner Einblick in die Welt von Schönheitswahn und plastischer Chirurgie in Südkorea



Ji Hyun Lee, Austauschschülerin aus Südkorea an der Ruperto Carola, fällt bei all den kulturellen Differenzen zu ihrem Heimatland vor allem eines ins Auge: die unterschiedlichen Erwartungshaltungen an Äußerliches.

Erinnerst Du dich an das letzte Fußballspiel Deutschlands während der Fußball-WM? Gegen wen spielte die deutsche Mannschaft? Genau, Korea! Uns oft fremd, kaum bekannt, das Land von BTS und Samsung, oder nur das, an welchem wir in der Vorrunde der WM gescheitert sind. Korea ist ein kleines Land, 8 000 Kilometer entfernt und deswegen kulturell ganz anders.

„In Deutschland war ich überrascht, dass es viele Leute gibt, die sich nicht schminken", sagt die koreanische Austauschstudentin, Junghee Cho. Nicht alle Deutschen schminken sich hier täglich, und es ist gesellschaftlich auch nicht vorgeschrieben. Doch in Korea ist das anders: „Die meisten schminken sich immer in Korea. Besonders für Studentinnen gilt das Schminken als unverzichtbarer Schritt, um das Haus verlassen zu können – genauso wie die Deutschen Deo verwenden", fügt sie hinzu. Wieso ist das so?

Zunächst gibt es einen starken sozialen Druck, besonders für Frauen, der sie oft zum Gebrauch von Make-Up zwingt. Hyojin Kim, eine Studentin, erklärt, wenn sie sich nicht schminkt, muss sie sich von Freunden Bemerkungen wie „Du sieht krank aus", „Hast du heute verschlafen?" oder „Was ist passiert?" anhören. In Korea wird eine Frau, die sich nicht schminkt, für faul, krank oder einen Morgenmuffel gehalten. Koreaner kümmern sich um ihr Aussehen. Besonders darum, was andere von ihrer Erscheinung halten. Der sozial akzeptierte Schönheitsstandard ist strenger als in Deutschland. Laut einer Umfrage zu Kosmetika und Schönheitsoperationen des koreanischen Gallup-Instituts antworteten 95 Prozent der Frauen in ihren Zwanzigern, „Aussehen ist wichtig im Leben" und 88 Prozent gaben zu: „Ich sorge mich um mein Aussehen". Doch warum ist die Schönheit so wichtig im Leben? Vermutlich, weil in Korea eine schwächere Individualismuskultur herrscht als in Deutschland. Koreaner sind tief miteinander verbunden. Es ist deshalb wichtig, dass man mit seinen Mitmenschen gute Beziehungen pflegt, und dafür ist Schönheit von großer Bedeutung. Doch auch die Medien tragen Schuld: Diese tendieren dazu, den Koreanern diesen Schönheitsstandard immer weiter einzuflößen und fördern durch eine Überflutung von Idealen und Beautyprodukten massiv die Stereotypisierung.

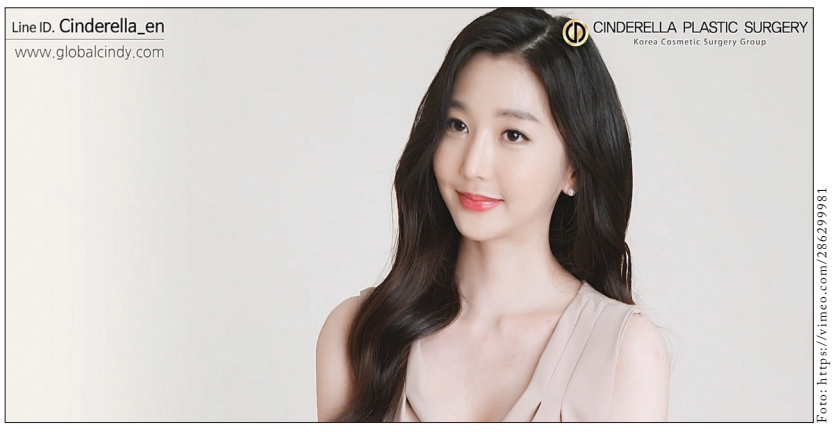


Foto: https://vimeo.com/286299981

Zahlreiche Koreanerinnen sehen sich gezwungen, operativ nachhelfen zu lassen

> „Viele ließen eine doppelte Augenlidoperation durchführen"

Der strenge Schönheitsstandard in Korea wird immer mehr zum Problem, weil er viele zu Operationen zwingt. „Ich habe mehrere Freundinnen, die ihr Gesicht unters Messer gelegt haben. Alle von ihnen ließen eine doppelte Augenlidoperation durchführen, um scheinbar größere Augen zu haben, und eine von ihnen unterzog sich sogar einer Nasenoperation. Dabei wurde Silikon in die Nase eingeführt, um sie spitzer aussehen zu lassen", so Eunsun Lee, ebenfalls aus Korea. Unter jungen Frauen, die bereits mindestens eine Schönheitsoperation hinter sich haben, gaben 91,7 Prozent an, dies für ihre Schönheit getan zu haben, so eine Umfrage unter Jugendlichen vom Koreanischen Youth Policy Institute.

In Deutschland ist es anders: Man kümmert sich weniger um sein Aussehen und darum, was andere von einem denken. Für Junghee Cho ist dieser Umstand befreiend: „Ich versuche, mich nicht zu schminken. Das bedeutet nicht nur, dass ich buchstäblich aufhöre, Make-Up aufzutragen, sondern auch, mich zu lösen von diesen Schönheitsstandards."

Ticket

Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt! Das Recht wie Glut im Kraterherde nun mit Macht zum Durchbruch dringt. Reinen Tisch macht mit den Bedingten! Nun der Stunde, wo in auf Ihr Rechte zu nehmen, fragt es nicht Gestern. Alles zu werden, strömt zuhauf! Völker, hört die Signale! Auf, zum letzten Gefecht! Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Das Deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt. Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht.

H2O

Geschenkpapierdesigner: pmu